Der Capitain Simon

von

PAUL FEVAL.

Aus dem Französischen
von
Dr. H. Bertholdi.

Zweiter Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1852.

Der Capitain Simon.

Zweiter Theil.

I.

Herr Peyran de la Reole.

Eduard hatte instinctartig die Augen nach den Fenstern des Hotels gerichtet, um zu sehen, ob Jemand dort anwesend sei, seine Unruhe und Angst zu bemerken.

Peyran bemerkte diese Bewegung und sagte gutmüthig:

„O! seien Sie ruhig, Capitain; ich wußte, daß wir allein waren . . . Wenn wir nähere Bekanntschaft miteinander gemacht haben werden, so werden Sie sich überzeugen, daß ich ein Mann von Discretion bin . . Wenn Sie übrigens finden, daß wir hier der Beobachtung zu sehr ausgesetzt sind, so ist dort ein Gebüsch, in dem alle Arten von Zwiegesprächen abgemacht werden können.

Der letzte Theil dieser Rede wurde im Ton lustiger Spötterei, aber ohne Bitterkeit ausgesprochen.

Während Peyran sprach, machte Eduard, oder vielmehr der Capitain Simon, verzweifelte Anstrengungen, seine Fassung wieder zu gewinnen.

Es waren neun Jahre vergangen, seitdem der Name Simon nicht mehr in seine Ohren gedrungen war, dieser Name, den er einst groß und berühmt zu machen gehofft hatte, dieser Name, den er einst von sich geworfen hatte, wie der Mörder die blutigen Kleider von sich wirft.

Er betrachtete Peyran, und zum zweiten Mal erhellte ein schwacher Lichtstrahl sein Gedächtniß.

Aber er vermochte sich nicht zu erinnern . . .

„Sie suchen sich meiner zu erinnern," sagte Peyran, vertraulich seinen Arm unter den Eduards schiebend, „und Sie können es nicht: das ist leicht begreiflich . . . denn Sie haben mich nur einmal gesehen, Capitain, und das vor sehr langer Zeit . . . Außerdem spielte ich damals eine sehr unbedeutende Rolle, während Sie . . ."

Er unterbrach sich und blinzelte mit den Augen.

„Mich? . . ." wiederholte Eduard, der seinen Verdruß nicht zu verbergen suchte.

„Hören Sie, Capitain," sagte er gutmüthig, „je weiter wir von indiscreten Ohren entfernt sein werden, desto besser . . . denn ich vermuthe, daß Sie Ihren Namen nicht des Königs von Preußen wegen geändert haben."

„Nun, mein Herr? . . ." flüsterte Eduard, „wird es Ihnen endlich gefällig sein, mir zu sagen, woher Sie mich kennen?"

„Ah! Ah! . . ." sagte der alte Commis, seine Brille auf der Nase zurechtrückend, „ich habe Sie nur ein einziges Mal gesehen, mein Herr . . . aber in dem Augenblicke, wo ich Sie sah, spielten Sie eine Rolle . . . In Wahrheit, Capitain Simon, Leute, wie Sie, vergißt man nicht wieder!"

Eduard antwortete nicht, aber sein Auge ruhte forschend auf Peyran.

„Wissen Sie," fuhr Peyran fort, daß es eine Stadt in der Welt giebt, wo man sich noch lange an Sie erinnern wird?"

Kalte Schweißtropfen perlten unter den Haaren des Künstlers hervor; er wußte nur zu gut, von welcher Stadt hier die Rede war.

„Donnerwetter!" fuhr Peyran fort, „das war ein

famöses Abenteuer! . . . Sie bezahlten fürchterlich Ihr Willkommen . . . an der Tafel und auf dem Kampfplatz.“

Eduard fuhr mit der Hand über die Stirn; die Erinnerungen, welche in seiner Seele aufstiegen, machten ihn schwindeln.

„Sie haben davon sprechen hören? . . .“ stammelte er.

„Gewiß . . .“ sagte Peyran; „aber noch mehr, als das . . . ich war dabei!“

Die Augen Eduards erglühten in der Tiefe ihrer Höhlen in dem wilden Feuer des Wahnsinns.

„Sie sahen ihn damals? . . .“ sagte er, seine blonden Locken zurückstreichend . . . „Sie sahen ihn mit der blutenden Wunde an der Stelle des Herzens? . . .“

Er schwankte, und sank wie zerknickt auf eine Rasenbank nieder.

„Ich habe nicht die Kraft, es zu läugnen . . .“ antwortete er mit dumpfer Stimme; „ich bin niemals auf seinem Grabe niedergekniet!“

Wenn er in diesem Augenblick Peyran angesehen hätte, wenn er das perfide und zweideutige Lächeln des alten Commis bemerkt hätte, vielleicht hätte Eduard

Alles errathen. Aber der plötzliche Schlag hatte ihn fast vernichtet. Sein Blick haftete düster und trübe zu seinen Füßen.

Peyran dachte:

„Er glaubt ihn todt: so viel ist ausgemacht! . . . Wie ihm das Gegentheil hat unbekannt bleiben können, weiß ich nicht, und es ist mir auch gleich!“

Und weshalb lächelte Peyran?

Er fuhr, mit sich selbst redend, fort:

„Jetzt möcht' ich nur noch wissen, ob wir auch unseres Schwurs eingedenk sind . . . Ist dies der Fall, meiner Treu, so ist meine Sache gemacht.“

In diesem Augenblicke erhob Eduard plötzlich das Haupt, und schaute dem ehemaligen Commis in's Gesicht.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung, mein Herr,“ sagte er. „Was beabsichtigen Sie, zu thun?“

„Ich? . . .“ rief Peyran mit Verwunderung, „und was zum Teufel soll ich thun, Capitain? halten Sie mich vielleicht zufällig für einen Angeber?“

„Sie lieben Mademoiselle Roussel?“ sagte Simon

„Leidenschaftlich ...“ antwortete Peyran.

„Unsere Nebenbuhlerschaft ...“ begann Eduard.

Peyran schloß ihm mit einer deutungsvollen Bewegung den Mund.

„Ah, Pfui! Capitain! ... wofür halten Sie mich ... kann hier von Rivalität die Rede sein? ...“

Das Gesicht Eduards klärte sich auf.

„Es ist wahr, mein Herr, und ... es ist gut,“ sagte er bewegt, und reichte Peyran in seiner Aufregung die Hand, welche dieser herzlich schüttelte.

„Mein Gott! lieber Herr,“ sagte er, „der Stoß war unglücklich, das ist wahr ... sehr unglücklich! ... aber die Wechselfälle des Duells ...“

„Mein Herr! mein Herr!“ sagte Eduard, das Haupt abwendend, „ich bitte Sie, mich zu schonen!“

„Schonen! ... schonen!“ dachte Peyran, „das ist sehr gut ... aber ich muß nothwendiger Weise erfahren ...“

„Wie es Ihnen beliebt, lieber Herr,“ fügte er laut hinzu, „Sie fühlen wohl, daß ich Ihnen mehr

eine Tröstung, als etwas Anderes zu sagen beabsichtigte ... Was den General ...“

Er biß sich auf die Lippen, und verbesserte sich lebhaft:

„Was den Oberst anbetrifft, wollte ich sagen ... denn es war ein Oberst, wenn ich nicht irre? ... der Oberst Gontault, glaube ich? ...“

„Haben Sie Mitleid!“ flüsterte Eduard unruhig.

Peyran betrachtete ihn aufmerksam.

„Von dem Augenblick an, wo es Ihnen unangenehm ist, sprechen wir nicht mehr davon ... Ich bin keiner von den beschwerlichen Menschen, denen es Vergnügen macht, das Wasser der Vergangenheit zu trüben ... Ich begreife, daß der Oberst Gontault, der Vaterstelle bei Ihnen vertrat ...“

Der Künstler verbarg sein Haupt in den Händen.

Peyran schwieg; er war zufrieden, und folgerte mit vollkommener Richtigkeit:

„Der Capitain Simon erinnert sich seines Schwurs ... denn, wenn er sich desselben nicht erinnerte, so würde er mir schon ein Dutzendmal das Genick gebrochen haben.“

Das war mathematisch unabweisbar.

Aber die vorherrschende Tugend Peyrans war stets die Klugheit gewesen. Man kann das Schießgewehr, mit dem man spielen will, nicht genug untersuchen.

Peyran wollte, auf die Gefahr hin, die Wunde zu vergrößern, die Sonde noch tiefer einstoßen.

„O, ich Ungeschickter! ...“ sagte er halblaut. „Sie sehen mich trostlos, Capitain ... ich hatte Unrecht ... denn ich konnte leicht vermuthen, daß Sie das Vergehen, welches Sie begangen, gewiß schmerzlich bereut haben, Capitain ... Ich bin Zeuge Ihres Schmerzes gewesen ... Auf mein Ehrenwort, Sie schienen fast wahnsinnig vor Schmerz!“

„Ich war es, mein Herr, ich war es! ...“ stammelte Eduard schluchzend.

Peyran nahm sich zusammen, wie ein Mann, der einen Hauptschlag führen will.

Er nahm seine goldene Brille ab, putzte die Gläser, und setzte sie wieder auf.

„Wenn ich mich recht erinnere,“ fuhr er, den Theilnahmvollen spielend, fort, „so gingen Sie damals so weit, zu schwören, daß Sie niemals wieder einen Degen berühren wollten?“

„Diesen Schwur, ich habe ihn gehalten, mein Herr!“ sagte Eduard.

„Wahrhaftig! . . .“ rief Peyran, der Mühe hatte, seine Freude zu verbergen.

„Möge es Gott gefallen,“ antwortete der Künstler, „ein so schwaches Opfer . . .!“

„Eh! eh!“ wiederholte Peyran ungläubig, „ein so schwaches Opfer! . . . bei Ihrem Charakter.“

Eduard erhob seine thränenfeuchten Augen zu ihm.

„Zweifeln Sie?“ begann er.

„Eh! eh!“ wiederholte Peyran, „ich meine, daß es Beleidigungen giebt . . .“

„Ich kenne keine Beleidigung, mein Herr, die mich veranlassen könnte, meinen Schwur zu brechen,“ antwortete Eduard mit Ruhe.

Eine tiefe und schmerzliche Traurigkeit malte sich auf seiner edlen und reinen Stirn, aber zugleich auch eine unveränderliche Resignation.

Peyran wollte die Sonde noch ein letztes Mal einführen.

„Ich will Ihnen glauben," sagte er, „obwohl... aufrichtig gestanden... es mir ziemlich unglaublich scheint."

Die Blässe Eduards konnte sich nicht erhöhen, aber seine Lippen zogen sich krampfhaft zusammen. Er legte seine Hand auf den Arm Peyrans, und sagte mit schmerzlicher Anstrengung:

„Muß ich es Ihnen sagen? ... Ich bin beleidigt worden, mein Herr!"

„Bah!..." sagte Peyran, ihm näher tretend.

„Ich bin beleidigt worden," wiederholte Eduard, den kühnen Kopf wider seinen Willen zurückwerfend, „und bin vor der Beleidigung zurückgetreten!... Ich habe das Wort Feiger an meine Ohren klingen hören ... ich habe Thränen der Wuth geweint... ich habe mein Herz brechen gefühlt... und mein entehrtes Kreuz in meinem Busen verborgen... aber ich habe mich nicht wieder geschlagen."

Er zeigte mit dem Finger auf sein Knopfloch, wo das rothe Band nicht mehr zu sehen war.

„Capitain," rief Peyran enthusiastisch, „das ist erhaben."

Ein Strahl stolzer Freude überflog die Stirn des jungen Mannes.

„Ja,…“ fuhr er, mit sich selbst redend fort… „es war ein grausamer Kampf, und der Sieg ist theuer erkauft… aber wer mich verächtlich anblickt, der sollte Mitleid mit mir haben, und für mich beten.“

„Ich bewundere Sie!…“ sagte Peyran mit steigender Wärme. „Ich bewundere Sie um so mehr, als ich selbst weiß, wie schwer so etwas zu ertragen ist. … Wissen Sie, daß ich es mir zur Ehre rechne, Ihr Nebenbuhler zu sein?… Auf mein Ehrenwort, ich bin stolz darauf!… Halt, überlassen wir die Wahl dem Herzen der Demoiselle Roussel… Gewinnen Sie dieses Herz, wohlan! so werde ich mich mit dem Gedanken trösten, daß ein Besserer als ich, sie davon getragen hat.“

„Mein Herr…,“ rief Eduard gerührt, „eine solche Großmuth…“

„O, lassen Sie doch!…“ unterbrach ihn gutmüthig Peyran. „Keinen Dank; ich bin nun einmal, wie ich bin!… Gehen Sie jetzt, um sich ein wenig zu erholen, denn Ihr verstörtes Gesicht könnte Verdacht einflößen… Und, halt, wenn Sie zufrieden mit mir sind, so können Sie mir eine Gefälligkeit erzeigen.“

„Welche?…“ fragte Eduard lebhaft.

„Kommen Sie heute Abend zur Gesellschaft hierher… damit ich Ihnen die Hand drücken kann.“

„Ich hatte nicht die Absicht, hierherzukommen,“ antwortete Eduard, „aber Sie bestimmen mich dazu.“

Nie in seinem Leben hatte Eduard ein so vortreffliches Herz gefunden!

„Heut Abend also,“ sagte Peyran, mit einem herzlichen Händedruck.

Eduard entfernte sich.

Als Peyran allein war, machte er eine Pirouette, und rieb sich vergnügt die Hände.

Er lachte, er hieb mit seinem Stöckchen grüne Zweige ab, und war zufrieden und vergnügt, wie Jemand, der das große Loos gewonnen hat.

„Heut Abend, mein fürchterlicher Capitain!“ flüsterte er. „Heut Abend, mein unbändiger Raufbold! … Pardieu! … Ich werde Dich hassen, und die beiden Millionen werden in meiner Tasche sein.“

Er unterbrach sich, und eine düstere Wolke überflog plötzlich seine Stirn.

„Vorausgesehen, daß der General nicht kommt, um Alles zu verderben!“ … dachte er.

Das war gefährlich, aber Peyran de la Reole fühlte sich auf dem Glückswege.

„Ah!“ rief er aus, „der General ist kein Jüngling mehr!... Er kommt von Bayonne; er ist zweiundsiebzig Stunden im Postwagen geschüttelt... der General wird sein Bett dem Ballsaale vorziehen... Er wird vor morgen nicht sichtbar werden. Aber morgen,“ fügte er mit dem Aussehen eines Menschen hinzu, der seiner Sache gewiß ist, „morgen wird der General zu spät gekommen sein... denn ich schmeichle mir mit dem Gedanken, daß der alte Degenknopf sein Vermögen meiner Frau vermachen wird... morgen wird der Capitain Simon seinen Koffer gepackt haben, und zu allen Teufeln gefahren sein... Ich werde das besorgen.“

Er lächelte vor sich hin.

„Hat er mir nicht jetzt eben gesagt, wie er sich benehmen würde?...“ fuhr er fort. „Er weint, er steckt sein Kreuz in die Tasche, und drückt sich... Prächtiger Capitain! Er wird mich von meinem Rufe als Feigling befreien, einem sehr unangenehmen und genirenden Rufe, und mir zu gleicher Zeit die Hand einer Erbin von zwei Millionen überlassen ... ganz allerliebst.“

Er strich mit dem Ellenbogen den Filzhut glatt, und zog seine Cravatte zurecht.

„Hätte Se. Majestät der Kaiser den alten Gontault nicht zum Baron von Reppon gemacht, so würde ich im Backtrog liegen... Simon würde erfahren haben, daß er kein Mörder ist, und vielleicht würde ihm der Geschmack am Ohrenabschneiden wiedergekommen sein.

Er berührte die seinigen, die lang genug waren, und verließ den Garten mit dem Ausruf:

„Es lebe der Kaiser!“

Das Zimmer der Madame Dubreuil lag in der zweiten Etage, und ging auf den Place-Royal hinaus.

Der Tag begann sich zu neigen. Der Place-Royal belebte sich allmälig, und die Politiker des Marais lasen unter der Statue Ludwigs XIII. das Journal de l'Empire.

Es war nicht groß, das Journal de l'Empire; aber wenn es nicht an jedem Morgen drei oder vier gewonnene Schlachten erzählte, so schüttelten die Politi-

ker des Marais verächtlich den Kopf, und waren sehr unzufrieden.

Nach der Lectüre des Journals kannegießerte man und zeichnete die Schlachtlinien und die Bewegungen der Armeen in den Sand.

Man stürzte Europa um, unter den Linden, mit einem Stock und einem wenig Staub.

Unterdessen spielten die Kinder der Straßen Saint-Louis und Saint-Antoine mit nackten Armen und Beinen, im Costüm der Natur, das Rousseau in seinem Emil empfiehlt, unter der Aufsicht philosophischer Bonnen.

Das Marais ist, Niemand wird daran zweifeln, das Quartier der Natur und der Philosophie.

Das begreift sich, wenn man bedenkt, daß das Marais stets ein halbes Jahrhundert hinter dem wahren Paris zurückbleibt.

Zur Zeit Rousseau's war das Marais christlich; unter dem Kaiser und selbst zu unserer Zeit noch, betete man im Marais, von seinen Vorurtheilen zurückgekommen, nur noch ein höchstes Wesen an.

Man lernte im Marais Rousseau erst im Anfange unseres Jahrhunderts kennen; man weint mit

diesem empfindsamen Menschenkinde, man pflanzt kleine Pappeln in die Höfe, und wenn man nicht alle Kinder ins Hospital bringt, so geschieht es nur aus einem Ueberrest von Schwäche.

Das Cabriolet vor dem Thore des Hotels hielt immer noch an seiner Stelle unter den Fenstern der Madame Dubreuil.

Diese unterhielt sich in ihrem Zimmer mit dem General von Reppon.

Der General schien traurig und sorgenvoll, wie wir ihn das Marineministerium verlassen sahen. Er hörte Madame Dubreuil aufmerksam zu, die ihn von den Verhältnissen des Hauses Roussel in Kenntniß setzte.

Er hörte aufmerksam zu, weil häufig der Name Louisens in den Mittheilungen der Madame Dubreuil genannt wurde. Nur dieser Name vermochte ihn seinem düsteren Brüten zu entreißen.

„Aber Sie sind verdrießlich, General!“ sagte Madame Dubreuil, sich plötzlich unterbrechend. „Haben Sie schlechte Nachricht erhalten?“

„Sehr schlechte ...“ antwortete der General. „Meine letzte Hoffnung ist vernichtet und ich glaube nun, daß

ich den armen Burschen in dieser Welt nicht wiedersehen werde!“

„Es ist sonderbar,“ antwortete die Witwe; „wir kennen uns seit mehr denn zwanzig Jahren und ich habe niemals diesen jungen Mann gesehen, von dem Sie wie von einem Sohn sprechen.“

„Während ich in Rennes garnisonirte,“ antwortete Gontault, „war Simon, damals noch ein Kind, im Lyceum zu Paris . . . Er ist nur einmal und nur einige Stunden in Rennes gewesen . . . vor neun Jahren ...“

„Und seit dieser Zeit haben Sie ihn nicht wiedergesehen? ... Und jedesmal, wenn wir Sie zwischen zwei Feldzügen wiedersahen, haben wir Sie von ihm sprechen hören ... Sie müssen ihn also sehr lieben, weil selbst der Anblick Louisens ihn nicht ganz vergessen machen kann?“

„Simon vergessen! ...“ rief der General. „Wie soll ich Ihnen sagen, was in meinem Herzen für dieses Kind für Gefühle leben! . . . Wenn ich ihn hätte vergessen können, so würde gerade der Anblick meiner kleinen Louise mich immer wieder an ihn erinnert haben.“

Madame Dubreuil schaute ihm neugierig in die Augen.

„Ja ...“ fuhr der General mit einem Seufzer fort, „Sie wissen, theure Freundin, daß ich lange jung geblieben bin ... Ich hatte stets so viel Glück in meiner soldatischen Laufbahn, daß ich mich nicht an die Täuschungen dieser Welt gewöhnen konnte ... Es schien mir, daß stets Alles sich zu meiner Zufriedenheit, nach meinen Wünschen gestalten müsse ... Ich träumte eine rosenfarbige Zukunft für Alle, die mir theuer waren ... Ich baute Luftschlösser ...“

Er hielt plötzlich inne und betrachtete Madame Dubreuil mit melancholischem Lächeln.

„Sie errathen mich,“ fuhr er fort, während ein melancholisches Lächeln seinen weißen Schnurrbart umspielte. „Wohlan! ... Ich sagte zu mir: Simon wird dreißig oder zweiunddreißig Jahre alt sein, wenn Louise das heirathsfähige Alter erreicht hat ... er wird dann wenigstens Oberst sein, denn der Kaiser läßt solche Burschen nicht hinter dem Scheffel ... Er ist schön ... er ist gut; meine Louise verspricht allerliebst zu werden ... Ah! das wird eine Ehe werden, wie man wenige sieht.“

Madame Dubreuil lächelte noch immer, aber sie hatte Thränen in den Augen.

„Das wäre zu schön gewesen, General!“ ... sagte sie. „Aber weil wir einmal bei diesem Gegenstande sind, so lassen Sie uns ernstlich vom Heirathen sprechen.“

Der alte Gontault stieß einen tiefen Seufzer aus; man sah wohl, daß er seinen Lieblingsplan noch nicht ganz aufgegeben hatte.

„Zuerst,“ fuhr Madame Dubreuil fort, „müssen Sie heute Abend auf unserm Balle erscheinen.“

„Ich habe bereits zwei Nächte nicht geschlafen ...“ sagte Gontault; „ich fühle mich erschöpft, theure Freundin.“

„Sie dürfen sich nur sehen lassen,“ sagte die Tante; „aber mein Bruder würde es Ihnen niemals verzeihen, wenn Sie nicht kämen! . . . Er hat bereits auf die Wirkung speculirt, die Ihre Epauletten und der Orden der Ehrenlegion hervorbringen sollen . . . Sie dürfen es mit Roussel nicht verderben, wenn Sie Louise nützlich sein wollen.“

„Ob ich ihr nützlich sein will! ...“ rief der General. „Das theure Kind ... Ich habe nur sie noch zu lieben auf dieser Welt, und ich liebe sie für Alle, die ich verloren habe ... Ich werde auf dem Balle erscheinen, liebe Freundin, und wenn ich mich auf einer Tragbahre hintragen lassen sollte. Aber,“ fuhr er, sich ihr nähernd, fort, „Sie sprachen vorhin von einer Neigung?“

Madame Dubreuil senkte sittsam den Kopf, als Zeichen der Bejahung.

„Die Zeit vergeht ...“ flüsterte Gontault. „Als ich das letzte Mal in Paris war, ließ ich sie auf meinen Knien tanzen . . . Und wie heißt der, den sie liebt ... Peyran, wenn ich nicht irre?“

„Nein ... durchaus nicht! ...“ rief Madame Dubreuil. „Dieser Peyran ist der Schützling meines Schwagers ... der unsere heißt Eduard.“

„Wie ich,“ sagte Gontault. „Ich werde seinen Namen nicht vergessen ... und was für ein Mann ist dieser Herr Eduard?“

„Ein allerliebster Mann!“ antwortete Madame Dubreuil im Tone der vollkommensten Ueberzeugung.

„Sie wissen, daß in diesen Fällen die guten Tanten ebenso enthusiastisch sind, als die Nichten.“

„Ein allerliebster Mann! ...“ wiederholte sie mit edlem Gefühl und ausgezeichnet vornehmem Wesen, „... frei, offen, zärtlich, stolz ...“

„Mein armer Simon war dies Alles!“ flüsterte der General.

„Ah! theurer Freund,“ sagte Madame Dubreuil mit einem leichten Anflug von Ungeduld, „Sie müssen jetzt Simon und Ihre Träume ein wenig vergessen ...

Wir stecken bis an den Hals in der Wirklichkeit! ... Es handelt sich um das Glück unserer Louise."

„Das ist wahr ... Aber hat er keinen andern Namen, Ihr Herr Eduard?"

„Mein Gott!" sagte Madame Dubreuil ein wenig verlegen, „man kann ein sehr galanter Mann sein und doch keine Familie haben."

„Das ist wahr," sagte wiederum der alte Gontault, doch mit wenig überzeugtem Ausdruck. „Was ist er?"

„Künstler."

Die Stirn des Generals zog sich zusammen.

„Es ist noch Platz für alle Welt in der Armee ..." murrte er. „Künstler! ... In der That, ich weiß nicht recht, was eigentlich ein Künstler ist, theure Freundin ... Ich werde diesen Abend hinabgehen und mit eigenen Augen sehen."

Er hatte sich ganz betrübt erhoben, war an's Fenster gegangen und trommelte an den Scheiben.

Der Gedanke eines Künstlers als Gemahl seiner Louise, war ihm sichtbar unangenehm. Die Helden des Kaiserreichs liebten die Künste nicht sehr.

Auf den Scheiben trommelnd, schaute der General durch das Fenster. Seine Augen, über den Platz hinschweifend, hielten plötzlich auf dem Cabriolet, das vor dem Thore hielt. Er fuhr zusammen und öffnete heftig das Fenster.

„Was sehen Sie, lieber Freund? . . .“ fragte Madame Dubreuil, während er sich hinausbeugte.

„Meiner Treu! ich glaube, ich bin närrisch!“ antwortete der General, sich aufrichtend. „Denken Sie sich: ich verließ an diesem Morgen, ganz verloren in Erinnerungen an dieses arme Kind, das Ministerium der Marine ... ich las den Rapport aus den Bureaux und glaubte in jedem Augenblick zwischen meinen Thränen und dem Papier sein schönes, edles, lachendes Gesicht zu sehen! ... denn er war fröhlich, mein armer Simon! O, wenn Sie wüßten! ... Das Glück thronte auf seiner Stirn und sprühte aus seinen Augen! . . . Wohlan! ich schien ihn zu sehen ... als plötzlich, anstatt dieses glücklichen, lebensvollen Gesichts, im Fond eines Cabriolets . . . (ähnlich demjenigen, das hier vor dem Thore hält) ein bleiches, abgestorbenes Gesicht vor mir auftauchte ... es war Simons Gesicht, wie er jetzt aussehen mußte, nur daß neun Jahre der Verzweiflung seine Stirn ...“

Madame Dubreuil hörte ihm nur aus Höflichkeit

zu. Sie fand, daß der General sich seltsamlich weit von dem fraglichen Gegenstande entfernte.

„Wenn man sehr aufgeregt ist, glaubt man stets die Dinge in solcher Weise zu sehen ... Und dann, verehrter Freund, erlaube ich mir zu bemerken, daß es in Paris sieben oder achthundert diesem ganz ähnliche Kabriolets giebt.“

In diesem Augenblick hörte man den leichten und eiligen Schritt Louisens im Vorzimmer.

Madame Dubreuil und der General drehten sich um.

Aber die Thür öffnete sich nicht sogleich, weil Louise zuvor mit der Kammerfrau ihrer Tante zu parlamentiren genöthigt war, welche im Vorzimmer Wache hielt.

Während dieser Unterhandlung erhob sich draußen eine Stimme, welche die Worte ausrief: „Straße Boucherat, Nr. 3.“

Der General zitterte vor Aufregung.

„Ja! Ja!“ flüsterte er, „ich werde zu diesem Balle gehn!“

Louise, die endlich den Eintritt erzwungen, stürzte herein und flog ihm an den Hals.

„Man wollte mich nicht eintreten lassen, theurer Freund," rief sie aus, „mich, die ich mein Ballkleid angezogen habe, um Ihnen recht zu gefallen!"

Louise war in der That in ihrem Ballanzug. Sie trug eine Guirlande in den Haaren und eine andere Guirlande von ähnlichen Blumen lief um ihr weißes Kleid.

Sie war so wunderbar schön, daß der alte Gontault ganz geblendet war.

Er gab ihr ihre Küsse zurück und hielt sie dann auf Armeslänge von sich entfernt, um sie besser zu sehen.

Er zerdrückte zwei große Thränen, die sich unwillkürlich ihm in die Augen drängten. Sein Herz bebte unter dem zwiefachen Eindruck der Freude und des Schmerzes.

Es war nicht Louise, welche er sah, es war das Bild, das lebende Ebenbild Hortensens.

Seine Augen begegneten den Augen der Madame Dubreuil. Sie hatten Beide denselben Gedanken und senkten Beide zugleich das Haupt.

Louise war außer sich vor Vergnügen.

„Was bin ich glücklich, Sie zu sehen, General!" sagte sie; „wir werden Beide wieder zusammen plaudern, nicht wahr?"

„Gewiß ...," flüsterte der General, der seine Unruhe zu übermeistern suchte.

„Sie erzählen mir wieder von Ihren Schlachten?"

„Wird Sie das noch amüsiren, Louise, jetzt, wo Sie eine Demoiselle geworden sind?"

„Sie! ..." wiederholte das junge Mädchen, sich gegen Madame Dubreuil wendend; „er nennt mich Sie, hörst Du, Tante? Er ist also böse auf mich?"

Gontault zog sie an sein Herz.

„Ich werde Dich Du nennen, Louise," flüsterte er; „aber ich werde Dir niemals sagen können, wie ich Dich liebe, weil das unmöglich ist."

Er besiegelte dieses Wort mit zwei herzlichen Küssen; dann richtete sich Louise ganz ernsthaft auf und fragte ohne Einleitung:

„Werden Sie mich Peyran überlassen?"

Als Gontault ihr nicht schnell genug antwortete, fuhr sie fort:

„Aber Sie wissen noch nicht, wer dieser Herr Peyran ist?"

„Gewiß ..." sagte der General lachend.

„Schon? ..." rief Louise heiter; „Sie waren also mit mir beschäftigt, Sie alle Beide? ... Ah, General,

wie gut Sie sind! . . . Soll ich Sie noch einmal umarmen?"

Gontault verlangte nichts Besseres; aber indem sie ihn umarmte, fügte sie hinzu:

„Wir tanzen heute Abend zusammen, nicht wahr, General?"

„Ei, Teufel!" wollte der General protestiren.

„In großer Uniform! ..." fuhr die reizende Kleine fort, „mit Ihren schönen Epauletten und dem rothen Ordensband!"

„Aber, liebes Kind ..."

„Sie werden mir gewiß einen Contretanz nicht abschlagen! ... Und wenn Sie mir ihn abschlagen, so nehme ich ihn mir ... Ihr Gepäck ist angekommen ... ich habe es gesehen ... gehen Sie und kleiden Sie sich schnell an!"

Madame Dubreuil konnte sich eines Lächelns nicht erwehren; Gontault widerstand noch.

Louise ergriff ihn bei beiden Händen und deutete auf den bereits sinkenden Tag.

„Sie haben keine Zeit mehr zu verlieren," fuhr sie fort; „ich werde Sie selbst in Ihr Zimmer führen."

Mit diesen Worten zog sie ihn mit sich fort.

Als sie die Corridore durchschritten, bemerkte der General eine allgemeine Bewegung im Hause. Die Vorbereitungen zum Feste des Abends wurden beschleunigt: man zündete die Lichter an und stellte die Blumenkasten auf die Treppen.

„Das wird sehr schön werden, wie es scheint," sagte der General; „aber wo ist denn mein alter Freund Roussel?"

„Wie!" rief Louise, „Sie haben ihn noch nicht gesehen?"

„Ich habe mehrmals nach ihm gefragt, aber Niemand wußte, wo er ist ... Ich hoffe doch, daß er mir diesen Abend nicht entschlüpfen wird?"

An der Thür seines Zimmers angelangt, verließ ihn Louise, nachdem sie ihn ein letztes Mal an den ersten Contretanz erinnert hatte.

Kaum hatte die Thür sich hinter Gontault geschlossen, als Louise eine Art Schatten im Corridor auf sich zukommen sah.

Es war der alte François, der sich ihr leise, mit geheimnißvollem Wesen näherte.

„Mademoiselle Louise!" sagte er leise; „Mademoiselle Louise!"

„Was willst Du?" fragte das junge Mädchen.

„Still!" sagte der alte Diener; „begehen wir keine Unklugheit."

Er neigte sich zu ihrem Ohr und flüsterte:

„Es erwartet Sie Jemand bei Ihrer Tante."

„Bei meiner Tante ..." wiederholte Louise, „ich komme eben von ihr."

„Sprechen Sie leiser!" sagte François.

Dann legte er geheimnißvoll den Finger an den Mund.

„Gleichviel ... kehren Sie dahin zurück."

Dann verschwand er, wie ein Gespenst, in dem dunklen Corridor.

Zu gleicher Zeit trat der alte Lieferant Roussel, trotz der Hitze in einen weiten Mantel gehüllt und den Hut in die Augen gedrückt, mit nicht weniger geheimnißvollem Wesen in das Schlafzimmer der Madame Dubreuil. Zwei Diener, einen in ein Tuch gehüllten viereckigen Gegenstand tragend, folgten ihm.

Er befahl den Dienern, den Gegenstand an die Mauer zu lehnen und sich zu entfernen.

Dies Alles geschah mit ergreifender Feierlichkeit.

„Wollen Sie die Güte haben, Schwager, mir dies zu erklären?" fragte Madame Dubreuil, als die Leute sich entfernt hatten.

„Still! ...“ sagte Roussel, in demselben Tone, wie François. „Ich lauerte draußen, bis der General sich entfernt haben würde, um ihm nicht zu begegnen... Ich habe nach meiner Tochter geschickt ... Der Fall ist ernst, Frau Schwägerin, und ich werde mich darüber erklären.“

Madame Dubreuil war einigermaaßen in Verlegenheit.

„Bevor meine Tochter kommt,“ begann Roussel, sich in einen Fauteuil niederlassend, „erlauben Sie mir, zu fragen, liebe Schwägerin, ob ich trotz unserer häufigen kleinen Streitigkeiten, die ich für meine Person herzlich bedaure, auf Sie zählen kann?“

„Was für eine Frage! ...“ begann Madam Dubreuil.

„Antworten Sie ja oder nein, wenn ich bitten darf.“

„Ja, zuverlässig, lieber Schwager!“

„Das ist hinreichend,“ sagte Roussel. „Der Fall ist ernst.“

In diesem Augenblick trat Louise herein. Der alte Lieferant ergriff sie bei der Hand und ließ sie sich neben ihrer Tante niedersetzen.

„Meine Schwägerin und meine Tochter,“ begann er feierlich, „obwohl Euer Geschlecht schwach und im

Punkte der Discretion wenig zuverlässig ist, so will ich mich Euch doch in diesem ernsten Falle anvertrauen."

Man kann sich leicht denken, wie sehr die Neugierde der beiden Damen durch diese Anrede angeregt wurde.

„Se. Majestät der Kaiser ist streng," fuhr Roussel fort, „und der General Reppon ist Sr. Majestät, dem Kaiser ergeben ... Obwohl der Baron mein alter Kamerad ist, so halte ich es doch für besser, den Gegenstand, den Sie da sehen, vor ihm in Sicherheit zu bringen."

Die beiden Damen fragten sich, ob es vielleicht eine Höllenmaschine wäre.

Roussel fuhr fort:

„Ich habe ein ausgezeichnetes Ortsgedächtniß, wie Sie wissen ... Ich habe Unglückliche für ein ähnliches Verbrechen in Eisen legen sehen."

„Für was für ein Verbrechen? ..." rief Madame Dubreuil.

„Schwören Sie mir, das Geheimniß zu bewahren, und Sie sollen erfahren ..."

Madame Dubreuil und Louise schworen nach seinem Wunsche.

„Und nun," begann Madame Dubreuil, „was für ein Verbrechen? ..."

Herr Roussel näherte sich langsamen und gemessenen Schrittes dem an die Wand gelehnten Gegenstande. Er erhob einen Zipfel der Verhüllung und zeigte sein rothes Gesicht zwischen den Oberstlieutenants-Epauletten.

„Zwei Verbrechen zu gleicher Zeit . . .“ sagte er, sich forschend umsehend, ob ihn Niemand belausche. „Mein Bild trägt ungesetzlich die Uniform und ungesetzlich das Kreuz . . . Aber ich habe Ihren Schwur,“ fügte er, die Umhüllung fallen lassend, hinzu, „. . . ich habe Ihren Schwur und bin ruhig.“

II.

Ein paar Ohrfeigen.

Eine Stunde später strahlte das Hotel des alten Lieferanten in festlichem Glanze: Lüstres, Girandolen und Kerzen verbreiteten ein glänzendes Licht; die Blumen auf den Stufen der Treppen erfüllten die Luft mit süßen Gerüchen, und das geöffnete Thor ließ der draußen versammelten, bewundernden Menge den glänzend erleuchteten Hof sehen.

Dieser Abend soll Epoche machen in der Chronik des Marais.

Gegen acht Uhr vernahm man das Rasseln zahlreicher Wagen; die Salons wurden geöffnet, und Madame Dubreuil und Louise erschienen auf ihrem Posten

Was Roussel anbetrifft, so pflegte er in seinen eigenen Salons in der Manier Sr. Majestät des Kaisers einzutreten: er fand das besonders comme il faut.

Zu einer gewissen Stunde, wenn Alles versammelt war, sah man die beiden Flügel der Hauptthür sich öffnen, und der Bauch unseres Freundes erschien, mit einer doppelten Reihe goldener Knöpfe geschmückt.

Zuweilen hatte er ein rothseidenes Schnupftuch so in die Seitentasche gesteckt, daß ein Zipfel im Knopfloch sichtbar wurde.

Von fern erschien das als eine unschuldige und ungefährliche Decoration.

Er durchschritt, die Hände auf dem Rücken, die Salons, grüßte die Damen mit herablassender Höflichkeit, und richtete oft sogar an einige von ihnen wohlwollende Worte.

Uebrigens ging sein Stolz nie über die Grenze dessen hinaus, was ein reichgewordener Lieferant sich erlauben durfte.

Einige Boshafte fanden ihn lächerlich; aber ihre Sarkasmen verhallten ohne Echo, weil Jedem bekannt war, daß Roussel hunderttausend Livres Renten besaß.

Außerdem vertheidigte die hervorragende Schönheit Louisens das Haus Roussel siegreich gegen alle schlechten Scherze.

Der Punsch war vorzüglich bei Roussel, es fehlte emals an Eis und man spielte hohes Spiel. Die, welche damit nicht zufrieden waren, konnten schweigen oder gehen.

An diesem Abend war Louise, glücklich und das Herz voll freudiger Hoffnungen, wenn es möglich ist, noch reizender, als sonst. Selbst Madame Dubreuil, durch die Ankunft des Generals belebt, erschien jugendlich unter ihrem mächtigen Turban.

Sie war einst recht hübsch gewesen, Madame Dubreuil, aber die Zeit war lange vorüber.

Die, welche zuerst in die Salons eintraten, durften einen heiteren und fröhlichen Abend erwarten. Alles verkündete Freude und Wohlhabenheit. Die Damen machten die Honneurs mit bezaubernder Freundlichkeit, und jeder Eingeladene schien das zufriedenste Gesicht mitzubringen.

Man versammelte sich gegen das Ende des Kaiserreichs zu guter Stunde im Marais, und vielleicht ist das heute noch ebenso, denn das Marais verändert sich wenig. Um neun Uhr waren die Salons mit einer auserlesenen Gesellschaft gefüllt.

Tausend Teufel! Roussel empfing keine gemeinen Leute in seinem Hause.

Man sah dort Angestellte mittleren Ranges, einflußreiche Archiv- und selbst Rechnungsbeamte des Getreidehandels.

Unter den Notabilitäten führen wir Herrn Balourmel, einen berühmten Chemiker an, der zum Ersatz des Berliner Blau's, ein französisches Blau erfunden hatte.

Dieses Blau war sehr schön und besser, als das rivalisirende Blau; allein trocken wurde es roth, ein kleiner Mangel, der Balourmel nicht sehr beunruhigte.

Der Einnehmer Descharmilles zeichnete sich ebenfalls glänzend aus. Er hatte sich dadurch einen Namen gemacht, daß er sich seine Westen und Beinkleider selbst zuschnitt, und die Damen nannten ihn ein Original.

Descharmilles stand nur dem Baron Polydor nach, einem Ex-Beamten des Directoriums, der das r nicht aussprechen konnte, und seinen zahnlosen Mund nur öffnete, um von heizenden Sachen zu sprechen.

Auch eine gewisse Madame Isoline von Sebastian kam zu Roussel. Sie war damals die größte Dichterin der Straße Culture-Saint-Catharine. Alle Welt kannte ihre berühmte Elegie: Träumerei einer

tiefverwundeten Seele auf dem Gipfel des Montblanc.

Die Tochter der Madame Isoline von Sebastian hieß Aurora, und sang die Romanzen ihrer Mutter.

Wir könnten noch viele andere ausgezeichnete und berühmte Persönlichkeiten anführen; welche die Salons des Lieferanten frequentirten; aber für den Umfang unserer kleinen Geschichte würde diese weitschweifige Aufzählung zu weit führen.

Der Leser wolle also die Güte haben, sich die Salons mit Beamten aller Arten, den kleinen Offizieren der Caserne de l'Arsenal, bescheidenen Industriellen, endlich mit allem dem angefüllt zu denken, was gewöhnlich in sehr reichen, aber sehr bourgoisen Salons erscheint.

Es bleibt uns nur noch übrig hinzuzufügen, um diesem Gemälde den letzten, nothwendigen Pinselstrich zu geben, daß diese ehrenwerthe Gesellschaft, zum größten Theil aus den ruhigsten und freundlichsten Leuten bestehend, nichtsdestoweniger dem kriegerischen Einflusse der Epoche unterlag, und ein wenig die Hand auf die Hüfte gestemmt hielt.

Mein Gott! wer konnte damals diesem Einfluß nicht entgehen; der heizende Polydor erzählte in einem

Winkel eine Duellgeschichte; Descharmilles sprach von Beleidigungen und Forderungen; selbst Balourmel, der Erfinder des rothwerdenden Blau's, hatte einen Kreis junger Federhelden um sich versammelt, aus dessen Mitte man jeden Augenblick die Worte: Schurken, Ohrfeigen u. s. w. hervorschallen hörte.

Die, welche nicht von Duellen sprachen, erkundigten sich nach Nachrichten von der Armee. Man gab das Gespräch von Degenstichen nur auf, um von Kanonenschüssen zu sprechen.

Gegen halbzehn Uhr öffneten sich, wie gewöhnlich, die beiden Flügel der Thür des Salons, und jeder setzte sich in Bereitschaft, das kaiserliche Entrée Roussels zu fetiren. Aber der Lieferant hatte mehr als eine Saite an seinem Bogen, und trat nicht jedesmal in derselben Weise herein.

Gewöhnlich überschritt er langsamen und gemessenen Schrittes die Schwelle. An diesem Abend sprang er mehr herein, als er ging. Dann schaute er, anstatt zu grüßen, sich mit hastigem und forschenden Wesen um.

„Wo ist er, der theure Freund? . . .“ rief er, die Arme öffnend, „wo sind Sie, General, der beste meiner Kameraden, daß ich Sie an mein Herz drücken kann?“

Er hatte sich vorher überzeugt, daß Gontault noch

in seinem Zimmer war; er würde sonst nicht gewagt haben, diese Comödie zu spielen.

„Wohlan! ..." unterbrach er sich, anscheinend verdrießlich, „er ist noch nicht in meinen Armen! ... Man hat mich also getäuscht; er ist noch nicht hier."

„Schwager," sagte Madame Dubreuil, die ganz roth geworden war, „beruhigen Sie sich, der General wird sogleich erscheinen."

Roussel überflog die Versammlung mit seinen Augen und legte die Hand auf sein Herz.

„Ich bin überzeugt, von Jedem verstanden zu werden," rief er aus; „alle Welt weiß, daß mein alter Waffengefährte und ich, die gleichen Gefahren und Strapatzen theilend, brüderlich alt geworden sind ... wir litten zusammen Hunger und Durst. ... Alles war gemeinschaftlich zwischen uns, die Freuden und Leiden des Soldatenlebens ..."

Er erhob die Augen zum Himmel.

„Er, ein ruhmvoller Held," fügte er im Tone bescheidener Resignation hinzu; „ich, sein niedriger Genosse ... aber Beide ohne Furcht und Tadel."

Seine Hände hatten ihren alten Platz auf dem Rücken wieder eingenommen, und wir finden keine

Worte, um den bescheidenen Hochmuth zu beschreiben, der in seinem rothen Gesicht ausgeprägt war.

Ein Geräusch der Bewegung entstand unter der Menge, die mit dem Punsch und den Maccaronen des Hauses Roussel beschäftigt war.

„Man begreift das...“ sagte Babourmel. „Wenn man einem Alten begegnet, kennt man sich nicht mehr!“

„Ja,“ sagte Descharmilles, „ich habe das empfunden.“

„Die Freundschaft ist ein hinreißendes Gefühl!“ schnarrte der Baron Polydor.

Und Madame Isoline von Sebastian fügte hinzu:

„Alle Dichter haben die Freundschaft besungen.“

Das Orchester präludirte in einem der benachbarten Zimmer. In einem andern machte Louise, die sich bei dem dramatischen Eintritte ihres Vaters verlegen erhoben hatte, Miene, die Marken auf einem Spieltische zu ordnen.

Roussel näherte sich seiner Schwägerin.

„Ich habe Ihren Schwur! . . .“ flüsterte er, den Finger an seine Nasenspitze legend.

„Sind Sie nun zu Ende mit Ihren Thorheiten?“

entgegnete Madame Dubreuil trocken. „Der General, der schon sehr unzufrieden ist . . .“

„Wie? sehr unzufrieden . . .“ rief Roussel, „unzufrieden, mit wem? . . . hat es Jemand an Respect fehlen lassen?“

Er wendete sich gegen die nächste Gruppe, um wenigstens für kurze Zeit die Wirkung seines Eintritts zu unterhalten.

„Wissen Sie, was meine Schwägerin mir eben sagte?“ fragte er lachend. „Sie sagte mir, daß mein vortrefflicher Freund, der General Baron Reppon, eben im Begriff ist, seine große Uniform anzulegen . . . und sein breites Ordensband . . . und Alles! Ah! Ah! ich kenne ihn: er will seinem alten Waffenbruder eine Ehre erzeigen . . . Es ist die Perle der Freunde!“

Der Chemiker Valourmel, der Baron Polydor, der Einnehmer Descharmilles, und selbst Madame Isoline waren nicht gewohnt, alle Tage mit Divisionsgenerälen zusammenzukommen. Es erhob sich eine lebhafte Bewegung im Saale, als man erfuhr, daß der General Baron Reppon bestimmt kommen werde, und die Achtung, deren der Lieferant sich erfreute, nahm sichtbar zu.

Der General Reppon war einer der glorreichsten Offiziere des Kaisers, und sein glänzender Ruf ließ

einen Lichtschein über die obscuren Existenzen derjenigen ausströmen, denen er sich nahte.

Während einer Secunde war die Stirn des alten Lieferanten wie mit einer Glorie umzogen. Er fühlte es, und näherte sich strahlend Madame Dubreuil.

„Antworten Sie mir, Schwägerin," flüsterte er. „Ich frage Sie, ob es Jemand an Respect . . ."

„Ja," antwortete Madame Dubreuil, in noch trocknerem Tone.

„Und wer hat es gewagt?" fragte Roussel, losbrechend.

„Sprechen Sie leiser und beschuldigen Sie Niemand," antwortete die Witwe, ihm selbst in's Gesicht sehend. „Sie selbst sind es! . . ."

Roussel fiel von seiner Höhe herab.

„Ich! . . ." flüsterte er. „Ich habe niemals in seiner Gegenwart von unsern gemeinschaftlichen Feldzügen . . ."

Madame Dubreuil zuckte die Achseln.

„Es handelt sich nicht darum! . . ." sagte sie.

„Und nun, was denn, wenn's bleibt? . . ." fragte Roussel.

Madame Dubreuil machte Louise ein Zeichen, sich zu nähern. Das junge Mädchen begriff, und gehorchte.

„Der General weiß Alles . . .“ fuhr die Witwe fort, ihre Worte feierlich betonend.

„Alles . . .“ wiederholte Roussel; „ich will für einen Pekin gelten, wenn ich begreife! . . .“

Dann unterbrach er sich, und wurde ganz bleich.

„Ah!“ rief er, mit erstickter Stimme, „die Treulosigkeit der Frauen!... Sie haben mich verrathen!... Sie haben ihm mein Portrait in der Oberstlieutenants-Uniform, mit dem Kreuz der Ehrenlegion, gezeigt. . . .“

Madame Dubreuil konnte sich eines Lächelns über seine Seelenangst nicht enthalten.

„Mein Schwager,“ sagte sie, „ich habe Sie nicht verrathen.... Aber der General weiß, daß Sie Ihre Tochter einem Manne geben wollen, der . . .“

Roussel ließ sie nicht ausreden. Er athmete auf und pirouettirte um sich selbst. Er fürchtete nichts in der Welt, als das Oberstlieutenantscostüm und das Kreuz der Ehrenlegion.

„Gut! gut!. . .“ sagte er; „tausend Bajonnette! deshalb hat sie mich zittern gemacht? . . . Und daher weht der Wind?“

Louise nahm ihren Platz neben der Tante wieder ein.

„Was Peyran anbetrifft,“ fuhr er nach seinem imaginairen Degenkoppel greifend, fort, „so sind Sie allzugütig, liebe Schwägerin, wenn Sie glauben, daß ich mir viel aus ihm mache!“

„Vorausgesetzt, daß dies lange dauert,“ dachte Louise mit einem Seufzer.

Madame Dubreuil konnte sich an diese plötzlichen Uebergänge nicht gewöhnen.

„Wie? mein Bruder,“ entgegnete sie, „Sie machen sich nichts mehr aus Peyran? . . . Und diesen Morgen noch . . .“

Louise drückte ihr den Arm

„La! la! Schwägerin!“ unterbrach sie Roussel, „ich bitte Sie, machen Sie mich nicht ärgerlich . . . das, was ich am Morgen sagte, ist nicht weniger vernünftig, als das, was ich am Abend sage. . . . Aber um meinem lieben und verehrten Waffenbruder zu gefallen, jage ich Peyran ohne Umstände zum Teufel. Herr Peyran de la Reole! . .“ fügte er spöttisch hinzu. „Wahrhaftig! das ist mehr als burlesque . . . Schon deshalb werde ich ihm den Abschied geben . . .“

Die Thür des Salons wurde geöffnet.

„Ich will ihn mit Schmach zum Teufel jagen, Corbleu!“ fuhr Roussel fort; „ich will. . .“

Er wendete plötzlich den Kopf und sah Peyran, der in den Salon trat und sich mit unruhigen Blicken umsah.

„Ich will ihn fortjagen! . . .“ wiederholte der Lieferant, „aber nicht schmachvoll . . . und nicht jetzt . . . Sie begreifen wohl: das könnte Scandal geben.“

Peyran näherte sich, mit übertriebener Eleganz gekleidet, die goldene Brille auf der Nase und das ungeheure Packet Breloques über dem Magen.

„Er ist mager,“ dachte Roussel, „aber er ist noch kräftig genug! . . . Wenn der General ihn vor die Thür setzen will, ich werde nichts dagegen haben . . . Was mich anbetrifft, so soll man mich nicht wieder dazu bekommen!“

Peyran grüßte die Damen bis zur Erde, die sich frostig verneigten.

Er reichte Roussel die Hand, der ihm die Spitze eines Fingers gab.

„Guten Tag, Herr de la Reole,“ sagte der alte Lieferant; „thun Sie, als ob Sie zu Hause wären und kümmern Sie sich nicht um uns.“

Er drehte ihm den Rücken; Louise und ihre Tante hatten sich bereits entfernt.

Peyran stand allein und ein wenig außer Fassung in der Mitte des Salons.

„Oh! oh! . . .“ sagte er, „ein eisiger Empfang . . . ich erwartete so etwas . . . man kämpft um sein Bestes . . . Aber ich habe gute Fäuste und werde mir meine Beute nicht sogleich abnehmen lassen!“

Da er alle Welt in dem Salon des Lieferanten kannte, so konnte seine Verlegenheit nicht andauernd sein. Er ging, Händedrücke austheilend, von der Rechten zur Linken und durchschritt die Salons, um diejenigen zu treffen, die er zu suchen schien.

Man tanzte und spielte jetzt; das Fest hatte begonnen.

In einem kleinen Salon, wohin die Leute von Geist sich zurückgezogen hatten, hörte man die lamentable Stimme der jungen Aurora von Sebastian ein Lied ihrer berühmten Mutter abheulen.

Zwischen den einzelnen Versen sagte der Baron Polydor:

„Auf mein Wort, die Stimme der Mademoiselle Aurora ist heizend,“ während Balourmel, der Chemiker, der das schöne, aber roth werdende Blau erfunden hatte,

Bonmots versuchte, um welche ihn der Einnehmer Descharmilies bitter beneidete.

Herr Peyran de la Reole hatte unterdessen seine Runde beendet und war entzückt, nirgends den General zu finden.

„Ich wußte das! . . .“ sagte er zu sich selbst . . . „der Weg war zu weit . . . der alte Herr wird sich vor morgen früh nicht rühren können!“

Aber er war zu gleicher Zeit unruhig, weil er auch seinen Freund Eduard nicht getroffen hatte.

Er bedurfte Eduards, und er bedurfte ihn in dieser Nacht.

Denn wenn auch sein gutes Glück für heute den General in seinem Schlafzimmer zurückhielt, so mußte es doch Morgen werden.

Am andern Morgen mußten, dies war gewiß, Eduard und der General sich begegnen.

Am nächsten Morgen war es, mit einem Worte, zu spät.

Wie man sieht, glich Peyran ein wenig den kühnen Künstlern, die auf dem gespannten Seile tanzen. Er hatte nicht viel Raum, um den Fuß aufzusetzen.

Aber in solchen gefährlichen Positionen zeigen die Staatsmänner die ganze Größe ihres Talents.

Er war am Eingange des Spielzimmers angelangt. An diesem Centralpunkte konnte er zu gleicher Zeit die Musik des Orchesters, den ohrzerreißenden Gesang der jungen Aurora, die Ausrufe der passionirten Spieler des Marais und die Stentorstimme Roussels vernehmen, der hier und da im Vorübergehen einige leutselige und herablassende Worte fallen ließ.

„Amüsiren Sie sich, meine jungen Damen,“ sagte er zu den Tänzerinnen; „bevor ich Soldat wurde, liebte ich auch diesen graziösen und frivolen Zeitvertreib . . . Es ist ein Vergnügen Ihres Alters . . . die Sorgen kommen nur zu schnell!“

Peyran war sehr üblen Humors, und er fragte sich, ob die Albernheit eines solchen Schwiegervaters die zwei Millionen wohl aufwiege.

Er blieb an der Thür stehen und jedesmal, wenn ein verspäteter Ankömmling in den Salon eingeführt wurde, blitzte ein Hoffnungsstrahl hinter der goldenen Brille auf.

Aber diese Hoffnung wurde wieder und wieder getäuscht; Eduard erschien nicht.

Sollte Eduard sein Versprechen nicht halten?

Ein kalter Schauer überlief die Glieder des armen Peyran; bedenken Sie, daß es sich um zwei Millionen handelte.

Er trat in das Spielzimmer und näherte sich einem Tische, wo bereits ein hübsches Häufchen Napoleons lag. Um diesen Tisch drängte sich eine Menge von Commis und kleinen Offizieren: diese Gegend war, ohne Widerspruch, die am meisten kriegerische der Gesellschaft.

Peyran überblickte einen Augenblick den ganz in die Karten vertieften Kreis und sagte zu sich:

„Welchen Lärmen würde man hier haben machen können! Und ohne Gefahr! . . .“ fügte er mit einem Seufzer hinzu. „. . . Ich muß meine Ungeduld ein wenig amüsiren, oder ich werde verrückt.“

Er zog einige Napoleons aus der Tasche und warf das Gold auf den Tisch; der Spieler, auf den er parirte, war im Verlust.

„Nehmen Sie die Karten, Peyran,“ riefen einige Stimmen. „Sie haben Glück und werden uns unsere Verluste wieder einbringen.“

Peyran gehorchte und setzte sich auf den Platz des verlierenden Spielers.

Während er die Karten mit der Gewandtheit mischte, welche die Uebung verleiht, setzte Roussel seine unterrichtenden und moralischen Vorträge zu Gunsten der jungen Damen fort.

„Tanz und Musik,“ sagte er, mit dem Kopfe und den Armen Bewegungen voller Eleganz machend, „sind die beiden freien Künste, deren Vereinigung für die Entwickelung des Schönen wirksam ist . . . der Tanz begünstigt die Entwickelung des Körpers . . . die Musik sänftigt die Sitten der wilden Völker . . . die Alten kannten ihren Zauber.“

„Sie haben die Vorhand, Peyran,“ sagte sein Partner.

Die Einsätze wurden gemacht und die Partie begann.

Peyran, der gewöhnlich sehr gut, vielleicht ein wenig zu gut spielte, war an diesem Tage auffallend unachtsam; er warf seine Karten auf das Gerathewohl hin, sah unaufhörlich nach der Thür und schien zu horchen.

Diejenigen, die auf ihn parirten, bezeigten einige Mal ihre Verwunderung und ihre Unzufriedenheit, denn

man spielte nicht allein des bloßen Amusements wegen bei dem würdigen Roussel.

Bis dahin hatte der ehemalige Commis nur die summende Stimme seines alten Prinzipals vernehmen können, der hier und da mit seinen feierlichen Albernheiten debütirte, aber nach einigen Minuten erstand im Hauptsaal eine lebhafte Bewegung und der Name der Gräfin Poulet (de la Sarthe) ging von Munde zu Munde.

Jeder Zirkel, wie er auch sei, hat seine Spitze; die Spitze des Hauses Roussel war die Gräfin Poulet (de la Sarthe). Sie erschien stets sehr spät. Außerdem hatte sie ein wenig mehr Gold an ihrem Turban, als die anderen Witwen von Stande. Sie hatte vier große Töchter bei sich, die darauf abgerichtet waren, nicht zu sprechen und verächtlich zu lächeln.

Sie war die Witwe eines Präfecten des Kaiserreichs und weil sie bei unserem guten Roussel erschien, so haben wir nicht nöthig, zu sagen, daß der Graf Poulet (de la Sarthe) kein großes Vermögen hinterlassen hatte.

Roussel unterbrach die Geschichte, die er eben mit großem Erfolge erzählte, und stürzte der Frau Gräfin und ihren vier Töchtern entgegen.

Dann küßte er ihnen, im Uebermaaß seines Entzückens, die Hände.

„Madame," sagte er, bereits ein wenig keuchend; „Mesdemoiselles . . . wie bin ich Ihnen verpflichtet, geruht zu haben . . . und wie beeile ich mich, Ihnen anzuzeigen, daß Sie heut in meinen Salons eine Ihrer würdige Person antreffen werden."

Das war nicht eben schmeichelhaft für den übrigen Theil der Gesellschaft, aber Herr Roussel kümmerte sich nicht darum.

Er steigerte seine Stimme zu ihrer höchsten Kraft und rief aus voller Brust:

„In wenigen Augenblicken wird mein alter Kriegskamerad, der General Baron Reppon, Ihnen seine Huldigungen darbringen."

Peyran, der bei den ersten Worten die Ohren gespitzt hatte, zitterte und ließ die Karten fallen.

„Er wird kommen . . . ." dachte er, „ich bin verloren."

Die Gräfin Poulet (de la Sarthe) und ihre vier Töchter kamen zu Roussel, um zu thronen; aber der General Reppon war Garçon und die vier großen De-

moisellen lächelten, während die Gräfin selbst ein wenig die Majestät ihrer Haltung milderte.

„Teufel! Herr Peyran,“ rief der Einnehmer Descharmilles, der auf ihn parirte, „was bedeutet das?“

„Geben Sie Achtung, es stehen drei Franken vier Sous! . . .“ fügte der Chemiker Velourmel hinzu.

Und alle Anderen, Beamte, Lieutenants u. s. w. riefen im Chor:

„Was haben Sie, Peyran?“

„Nichts! meine Herren . . .“ antwortete Peyran, die Karten mit zitternder Hand zusammenraffend.

Sein Kopf war mit einer anderen wichtigeren Spielpartie beschäftigt.

„Eduard kann noch immer zuerst kommen,“ sagte er sich. „. . . Wie viel Zeit ist nöthig, um den großen Schlag auszuführen? Zehn Minuten.“

„Meine Herren,“ rief Descharmilles unruhig . . . „ich behaupte, daß man dies nicht spielen nennen kann; Peyran hatte Atout.“

„Er hatte Atout!“ fügte Velourmel hinzu.

Madame Dubreuil empfing in diesem Augenblicke

mit ihren besten Complimenten die fünf Damen Poulet (de la Sarthe).

Während sie diese Pflicht erfüllten, war Louise wenigstens eben so zerstreut, als Peyran bei seiner Partie. Sie sah in jedem Augenblicke nach der Thür, und fragte sich, wie der alte Commis, weshalb Eduard nicht komme.

Peyran erhob sich von dem Hagel von Vorwürfen, die auf ihn niederregneten; er hatte einen großen Entschluß gefaßt und sein Text war gemacht.

Er fragte sich, was er riskire, wenn er sogleich die erste Scene der Komödie beginne, die in der Abwesenheit Eduards gespielt werden konnte.

Es war eine Partie Paar oder Unpaar. Wenn der General zuerst kam, so war Alles vorbei; Peyran blieb dann nichts übrig, als zu verschwinden, und man durfte ihm zutrauen, daß er sich auf dieses Exercitium verstand.

Kam im Gegentheil Eduard zuerst, so war eine wohlbenutzte Minute hinreichend. Sie war hinreichend; der Blitz braucht, um einzuschlagen, nur eine Secunde.

„Meine Herren,“ sagte er plötzlich, einen ernsten Ton annehmend, „ich bin unruhig; es ist wahr ... sehr

unruhig, ich muß es gestehen ... Ich verdiene Ihre Vorwürfe und bitte, mich zu entschuldigen."

„Entschuldigen Sie uns, wenn Sie gewonnen haben ..." entgegnete Descharmilles.

Peyran legte die Karten, die er noch in der Hand hatte, auf den Tisch.

„Wenn Sie mein Spiel übernehmen wollen, Herr Descharmilles, „so werden Sie mir einen wirklichen Dienst erzeigen. Ich muß Ihnen gestehen, meine Herren," fuhr er, sich an die Gesellschaft wendend, fort, „daß ich mit dem Gedanken an die Erfüllung einer kleinen Pflicht hierhergekommen bin ... Ich erwarte die Ankunft eines quidam ..."

Dieser Styl der Prahlerei war damals zu allgemein, um nicht verstanden zu werden, aber Peyran stand im wohlbegründeten Rufe der Feigheit, daß Jeder die Augen öffnete.

„Oh! oh! ..." sagte Descharmilles, „welche Fliege sticht uns heut Abend?"

Und der Baron Polydor murmelte die Verse Boileau's auf die Rossinante zwischen den Zähnen:

„Sie galoppirte, wie man sagt, ein einzig Mal in ihrem Leben!"

„Das Alles hindert nicht," grollte Belourmel, „daß ich drei Livres zehn Sous verloren habe."

„Und wer ist denn der Unglückliche, den Sie erwarten, Herr Peyran?" fragte ein Offizier.

„Ich habe keinen Grund, seinen Namen zu verbergen," antwortete der ehemalige Commis; „es ist Herr Eduard."

Alles lächelte am Tische. Eduard warf sich nicht weg und Niemand von Allen kannte ihn näher; aber er trug in seinem Gesicht gerade das Gegentheil von dem, was Peyran auszeichnete.

Es lag in seinem Blicke etwas wie die ritterliche Devise: „Rührt mich nicht an."

„Und was wollen Sie von Herrn Eduard? . . ." fragte ein anderer Offizier.

Descharmilles und die Andern dachten:

„Da werden wir ein hübsches Davonlaufen sehen!"

„Mein Gott," entgegnete Peyran, zum ersten Mal in seinem Leben den Ton der Händelsucher annehmend, „ich will nicht eben viel von ihm . . . Wahrhaftig, nur eine Kleinigkeit . . . ich will ihm nur sagen, daß er ein Narr, ein Esel . . . ."

„Pest!“ rief die Runde.

In unseren Tagen würde im allerbürgerlichsten Salon ein einziges dieser Worte hinreichen, um den Prahlhans, der es ausgesprochen, vor die Thür werfen zu lassen.

Aber wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Geschichte in der Zeit des Kaiserreichs spielt, und daß damals alle diese hübschen Worte allgemein gebräuchlich waren.

Besonders im Hause eines alten Militairs, wie der gute Roussel.

Dieser hatte zufällig das lautere Gespräch gehört und athemlos die Menge durchschritten, um zu sehen, was es gäbe.

Ein geheimes Gefühl sagte ihm, daß es sein Peyran sei, der seine Proben ablegte.

„Ein Narr! . . .“ wiederholte Peyran, mit der Faust auf den Tisch schlagend, wie man es in unseren Tagen in einer Kneipe thun würde, „ein Schuft! . . . ein . . .“

Der alte François, der die Functionen des Huissiers versah, öffnete in diesem Augenblicke die Flügel der Hauptthür und meldete:

„Herr Eduard!“

Die Wangen Louisens, die während des dumpfen Gemurmels im Spielsaal eine Quadrille tanzte, färbten sich höher.

Nur der Chemiker Belourmel dachte noch an die Partie, bei der er mit drei Livres zehn Sous interessirt war.

Aller Blicke waren auf Peyran gerichtet, dem der Schweiß unter den Haaren hervorperlte und der allein am Tische sitzen geblieben war.

„Und ein Feiger! . . .“ fügte er mit ziemlich fester Stimme, in der Mitte des allgemeinen Schweigens, hinzu.

Ein Ausruf wurde laut.

„Meine Herren, ich nenne den einen Feigen, der sich weigert, zum Schwerte zu greifen, um einen Streit auszufechten.“

„Und ist Herr Eduard in diesem Falle? . . .“ riefen mehrere Stimmen.

„An diesem Morgen,“ sagte Peyran, seine stolze Haltung beibehaltend, „ist er schmachvoll vor meiner Forderung zurückgewichen.“

Dennoch machte sich eine allgemeine Unglaublichkeit geltend. Man fragte sich in der Gesellschaft:

„Wozu vor Peyran de la Reole zurücktreten, der stets die Güte gehabt, Reißaus zu nehmen?“

Doch war die Anklage so kategorisch und der Angeklagte so nahe, daß einige Zweifel sich erhoben.

In diesem Augenblicke erschien das schöne und bleiche Gesicht Eduards auf der Schwelle des Spielsaals. Er kam, den Damen seine Huldigungen darzubringen, und durchschritt den Saal, um das Ende des Contretanzes abzuwarten.

Ein eisiges Schweigen empfing ihn.

„Meine Herren, ich grüße Sie . . .“ sagte er zu zwei oder drei Personen seiner Bekanntschaft.

Und er hielt ihnen die Hand entgegen.

Keine Hand legte sich in die seinige und das Schweigen dauerte fort.

Eduard warf einen verwunderten Blick auf die Versammlung. Er hatte Peyran noch nicht bemerkt, der noch immer am Tische saß.

„Was soll das heißen?“ begann er.

„Mein Herr,“ antwortete ein Offizier, „es ist besser, offen mit Ihnen zu sprechen. Man hat hier Worte ausgesprochen . . .“

Peyran fühlte sich schwach werden.

„Oh! die Furcht! . . . die Furcht! . . .“ murmelte er in sich hinein. „Ich kann nicht! . . . und wenn ich zögere, kommt der General.“

„Wohlan! Ich sehe Peyran nicht . . .“ sagte plötzlich am Eingange des Zimmers der gute Roussel. „Hat er seine Proben noch nicht abgelegt?“

Louise tanzte, lächelnd und glücklich; sie wußte nicht, daß Eduard anwesend war.

„Was für Worte, mein Herr? . . .“ fragte Eduard den Offizier.

„Ich habe persönlich keinen Grund, sie zu wiederholen,“ antwortete der junge Mann.

Peyran hatte seine rechte Hand unter seine Weste gesteckt und kniff sich in das Fleisch seiner Brust.

Der junge Offizier blickte ihn an und Peyran schien diese stumme Aufforderung nicht zu bemerken.

Jeder erwartete das und Jeder empfand das unangenehme Gefühl, welches unedlen Scenen vorausgeht.

„Derjenige, welcher diese Worte gesprochen hat,“ sagte der junge Offizier, „muß entweder auf seinen Knien Abbitte thun, oder sich entschließen, sie zu wiederholen.“

Eduard war im höchsten Grade verwundert; sein reiner und ruhiger Blick schien den zu suchen, der sein Feind war.

Die Glieder Peyrans bebten wie im Fieberfrost. Er hatte einen heftigen Kampf zu bestehen, aber dieser Kampf währte nur eine Secunde. Er erhob sich, schritt langsam auf Eduard zu, der, ihn bemerkend, eine Bewegung der Ueberraschung machte.

„Ich bin es, der diese Worte gesprochen hat,“ sagte er mit einer Stimme, die er, trotz aller Anstrengung, nicht fest und sicher klingend machen konnte; „und ich bin es, der sie wiederholen wird.“

Und sich direct an Eduard wendend, fügte er hinzu:

„Mein Herr, weil es dessen bedarf, um Sie zum Degen greifen zu machen, so wiederhole ich hier vor allen diesen Herren: Sie sind ein Feigling!“

Eduard blieb unbeweglich, nur daß eine tiefere Blässe seine Stirn überzog.

Man sah ein nervöses Zucken seine Lippen bewegen. Seine Augen glühten, aber sie funkelten nicht.

„Ich hatte es gesagt . . .“ rief Roussel hinzutretend. „Peyran, der seine Proben ablegt.“

Ein großer Tumult erhob sich. Der Lärmen störte das Fest, als die Nachricht bis in den Ballsaal gedrungen war.

Madame Dubreuil vermochte Louise nicht zurückzuhalten, welche sich bestürzt durch die Menge drängte.

Als sie die Schwelle des Spielzimmers erreichte, standen sich die beiden Gegner noch feindlich gegenüber. Eduard bleich und unbeweglich und Peyran triumphirend und zitternd zugleich. Roussel sah Alles, die Hände auf dem Rücken, mit an.

„Und Sie sind es! . . .“ flüsterte endlich kaum hörbar Eduard, erstaunt über diese Infamie des Verraths.

Diese Worte machten Peyran vollkommen sicher.

„Ja, mein Herr, ich bin es,“ antwortete er laut; „ich bin es, der Sie einen Feigling nennt! Sehen Sie,“ fuhr er fort, sicher wie die unreinen Buben, welche die Leichname verstümmeln, „es ist nicht ein

Blutstropfen in den Adern dieses Mannes . . . er steht da, wie . . .“

Peyran drückte in diesem Augenblicke die Gedanken Aller aus.

„Er ist da! . . .“ sagte ihrerseits Louise, die ihn versteinert betrachtete.

„Tausend Bajonnette!“ rief Roussel, anstatt dem Scandal ein Ende zu machen. „Ich habe in meinem Leben manchen Feigen gesehen, aber . . .“

„Ah!“ rief Peyran, dessen Muth sich belebte, „es bedarf also noch mehr?“

Er erhob die Hand, die Arme des Künstlers sanken wie die eines vom Blitz Erschlagenen herab.

Sicher konnte Niemand ahnen, was in seiner Seele vorging, und er flößte Allen mehr Abscheu, als Entsetzen ein.

„Warte! warte!“ sagte Peyran, indem er zweimal mit der umgekehrten Hand die Wange des Künstlers berührte.

Man hörte den herzzerreißenden Schrei einer

Frau. Es war Louise, die in die Arme der Madame Dubreuil sank.

„Zwei famose Ohrfeigen!“ sagte der alte Lieferant voller Bewunderung.

Die ganze Gesellschaft stand wie versteinert da.

Das Blut stieg Eduard in die Wangen.

In einer ersten Bewegung stürzte er sich auf Peyran, der zu fliehen versuchte.

Er ergriff ihn bei beiden Armen. Sein Gesicht hatte einen so entsetzlichen Ausdruck angenommen, daß Peyran sich verloren glaubte und einen Schrei der Verzweiflung ausstieß.

Niemand von der Gesellschaft kam ihm zur Hilfe.

Während eines Augenblicks vernahm man nur das gepreßte Athmen der Männer und das Flüstern der Frauen, die etwas Entsetzliches erwarteten.

Aber plötzlich ließ Eduard die Arme Peyrans los, der schwankte und halb todt in einen Sessel niedersank.

Eduard sah sich um; seine Blässe war wiedergekehrt; man sah ihm die Hand auf sein Herz legen,

während zwei Thränen über seine Wangen herabrieselten.

„Mein Vater! . . .“ flüsterte er, „wenn Du mich gesehen hast, wirst Du mir verzeihen.“

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und fiel rücklings wie ein Todter zu Boden.

III.

Roussel rüstet sich zum Kampf.

In dem Augenblick, wo der höchste Grad der Angst und Wuth Simon ohnmächtig hatten niederfallen machen, hatte er das Gedächtniß seines Adoptivvaters angerufen. Er hatte, wie ein vom Blitz Erschlagener zur Erde fallend, ausgerufen: „Wenn mein Vater mich gesehen hat, so wird er mir verziehen haben.“

Das war der letzte Wunsch des armen Märtyrers und dieser Wunsch sollte erfüllt werden!

In dem Augenblick, wo er rückwärts zu Boden fiel, zeigte sich das ruhige und kalte Gesicht des Generals über allen diesen aufgeregten Physiognomien.

Der General fragte, was geschehen sei; man antwortete ihm, daß Jemand ein paar Ohrfeigen erhalten habe.

Der Blick des Generals vermochte die Menge nicht zu durchdringen und den Unglücklichen zu erkennen, der an der Erde lag, aber ein unerklärliches Gefühl trieb ihn vorwärts und er näherte sich dem Spieltische.

Der böse Gedanke kommt stets früher, als der gute, in das Herz: man kann die Menschen nicht besser machen, als sie sind. Gontault hatte gewiß das bravste Herz von der Welt, aber er war Soldat, und eben nichts mehr, als Soldat.

Einst hatte er seinem Adoptivsohn eine lange Strafpredigt gegen das Duell gehalten. Wir erinnern uns, daß er diese Predigt mit den Worten geschlossen hatte:

„Wenn Du jemals beleidigt wirst, so komme zu mir und ich selbst will Dir zum Zeugen dienen.“

Als man den jungen Künstler hatte fallen sehen, war Mitleid die allgemeine Empfindung gewesen: jeder glaubte zu fühlen, daß hier ein Geheimniß obwalten müsse.

Aber der Einnehmer Descharmilles, feig, wie ein Haase, war der erste, der ausrief:

„Das ist widerlich!“

Und alle diejenigen in der Gesellschaft, die sich nicht sehr tapfer fühlten, stimmten in diesen Ausruf ein und schrien:

„Es ist empörend!“

Selbst die wahrhaft tapfern Männer, die keine Furcht kannten, fragten sich, ob hier Mitleid nicht ein Verbrechen sei?

Wir haben hier nicht nöthig, unsere Zeit der des Kaiserreichs gegenüberzustellen. Ein Mann, der sich heute öffentlich, wie damals der Capitain Simon, betrüge, würde mit gleicher Strenge beurtheilt werden. Allein man würde dem Ohrfeigengeber keine Elogen machen, weil wir wenigstens so weit gekommen sind, daß man im Allgemeinen die brutale und gemeine Beleidigung verdammt.

Aber auf der ungerächten Beleidigung haftet immer noch dieselbe Schmach.

Man setzt nicht voraus, daß Jemand Gründe haben könne, den Schimpf auf seiner Wange sitzen zu lassen, und am wenigsten ist man geneigt, ein tiefes und aufrichtiges christliches Gefühl als Motiv gelten zu lassen.

In der bürgerlichen, wie in der großen Welt, sträubt man sich gegen den Glauben an dieses Gefühl.

Mit einem Worte, Niemand entflieht der moralischen Tyrannei seiner Zeit, und Sie wissen, daß man

den indischen Witwen den Mund verbindet, die sich nicht wollen mit dem Leichnam eines verabscheuten Gatten verbrennen lassen.

Je weiter der General durch die bewegten Wogen der Menge vordrang, die jetzt den Spielsaal erfüllte, um so heftiger hörte er das Anathema gegen den Feigen schleudern. Und wenn er sein verdammendes Wort nicht mit den Ausrufen der Menge vereinigte, so geschah dies aus dem bereits angeführten Grunde, daß der wahrhaft Tapfere im Selbstgefühl seiner Energie die lauten Aeußerungen des Feigen verschmäht.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ rief Roussel von fern, als er endlich seinen Waffenbruder bemerkt hatte; „es hat hier ein paar Ohrfeigen gegeben! Aber wo ist denn der liebe Peyran? ...“ fügte er, sich umsehend, hinzu. „Seine Bescheidenheit empfiehlt ihm, sich zu verbergen .... Tausend Bajonnette, der Bursche hat seine Probe allerliebst abgelegt.“

Peyran stand an einem geöffneten Fenster und sog in langen Zügen die kühle Nachtluft ein.

Er war sehr erschöpft und fühlte selbst keine Empfindung der Freude.

Man begann das Geräusch von Wagen in der Straße zu vernehmen. Einige Damen hatten sich ent=

fernt und unter diesen die Gräfin Poulet (de la Sarthe) mit ihren vier großen Töchtern.

Roussel bemerkte, als er dies erfuhr:

„Wäre sie die Witwe eines alten Militairs, sie würde sich, einer Ehrensache wegen, nicht zum Narren gemacht haben.“

Als der General sich durch die Menge gedrängt hatte und Eduard liegen sah, hatten drei oder vier mitleidige Gäste diesen bereits aufgerichtet, während von der andern Seite Louise und Madame Dubreuil herbeieilten. Louise hielt ihm ihr Flaçon unter die Nase, während Madame Dubreuil ihm das Gesicht mit kaltem Wasser benetzte.

Der General stand unbeweglich, die Arme über der Brust gekreuzt, vor dem Ohnmächtigen. Man sah ihn plötzlich eben so bleich werden, als Eduard.

„Wo ist der, welcher die Ohrfeigen gegeben hat?“ fragte er mit einer Stimme, die er ruhig klingen zu lassen sich vergeblich bemühte.

„Hier!“ rief Roussel, der Peyran endlich gefunden hatte.

Und er fügte, sich hochmüthig aufrichtend, hinzu:

„Ich bin es, der ihn erzogen hat; es ist mein ehemaliger Commis!“

Der General warf auf Peyran einen langen, forschenden Blick und schlug dann die Augen zu Boden.

„Vorwärts, meine Herren! ... Vorwärts, meine Damen!“ sagte Roussel ... „das soll unser Vergnügen nicht stören ... Ich werde dieses Individuum wie ein Pack schmutziger Wäsche in einen Fiacre werfen lassen ... und verspreche Ihnen, daß Sie niemals wieder von ihm sprechen hören sollen.“

Louisens Augen schwammen in Thränen; Madame Dubreuil war roth von Entrüstung.

Auf den ersten Blick hatte der General Simon erkannt.

Er näherte sich Madame Dubreuil.

„Ist das der, den Sie Eduard nennen?“ fragte er.

Als die Witwe ihm bejahend geantwortet hatte, fügte er hinzu.

„Und es ist derselbe, der Louise liebt?“

„Ja,“ antwortete Madame Dubreuil.

„Dann muß Louise ihn vergessen,“ sagte er kalt und gebieterisch. „Die Tochter Hortensens kann sich nicht mit einem Entehrten vermählen.“

Er wandte den Rücken und verschwand in der Menge.

Fast in demselben Augenblick öffnete Eduard die Augen und schaute sich mit erstaunten Blicken um.

Er sprach kein Wort. Die guten Seelen, die ihm beigestanden, führten ihn durch den Saal bis zu einem Fiacre und warfen ihn, nach dem würdigen Wunsche des würdigen Lieferanten, wie einen Pack in den Wagen.

Nachdem dies geschehen, schüttelten sie sich und stäubten sich ab, wie Leute, die aus christlichem Mitleid einem Betrunkenen aus der Straßenrinne geholfen haben.

Außerdem wurden sie noch von den Puritanern von der Race Descharmilles' sehr schlecht empfangen. Descharmilles begriff ihre mitleidige Handlung nicht und sagte ganz laut, daß man sich durch die Berührung eines geohrfeigten Mannes selbst besudle.

Die Geschichte erzählte, daß der Einnehmer einst in einer peinlichen Verlegenheit ein Dutzend Fußtritte auf die Kehrseite seiner dürren Gestalt erhalten hatte.

Aber, Ventre-saint-gris! das waren keine Ohrfeigen!

Alle Anstrengungen Roussels waren vergeblich, das unterbrochene Fest zu verlängern; der weibliche Theil schien entschlossen, sich zu entfernen.

Was die Männer anbetrifft, so hatten sie recht wohl Madame Duhreuil ihre ohnmächtige Nichte in ihren Armen auffangen sehen. Das machte Scandal, und der Himmel weiß, daß man sich nicht genirte, darüber Glossen zu machen.

„Es ist beweinensweth!" sagte der Baron Polydor, „beweinensweth."

„Das heißt," grollte der strenge Descharmilles, „es ist schmachvoll, abscheulich!"

Der Chemiker, dem jedes Atom von Beredtsamkeit fehlte, beschränkte sich darauf, vor sich hin zu murmeln:

„Schmachvoll! schmachvoll!"

Und fürchtend, daß man seine Rede einförmig finden könne, fügte er von Zeit zu Zeit ein lebhaftes:

„Ah! Sapperlotte!" hinzu.

Das Chor der Tapfern wiederholte:

„Schmählich! Schmachvoll!"

„Ich begreife," bemerkte sententiös Madame von Sebastian, die bei den Männern geblieben war, „ich begreife, daß man, unter dem Einfluß der herzberauschenden Leidenschaft, sich in einen Contrebandier der Pyrenäen, einen calabresischen Banditen, einen Klephten, einen Seeräuber verlieben kann .... es liegt ein Reiz darin, sich in den finstern Höhlen der Apenninen zu verbergen, oder sich in einem Seeräuberschiff auf den Wogen schaukeln zu lassen ... aber in einen Feigen! ... Pfui!"

Im Allgemeinen wurde Louise nicht weniger streng beurtheilt, als Eduard.

Allmälig verließ die Menge die Salons des Lieferanten und bildete eine Gruppe auf dem Place=Royale. Es war erst zehn Uhr. Der gute Punsch Roussels war Allen ein wenig zu Kopfe gestiegen und Jeder fühlte das Bedürfniß, den Abend wo anders zu beschließen, als in seinem Bett.

Der Letzte, welcher den Spielsaal verließ, war der Chemiker Balourmel. Der gute Erfinder des rothwerdenden Blau war zurückgeblieben, um ein geheimes Plänchen zur Ausführung zu bringen.

Während des ganzen widerlichen und unangenehmen Drama's, das wir erzählt haben, hatte Balourmel

ernstlich an den Verlust seiner drei Livres, zehn Sous gedacht.

Seine furiosen Ausrufe hatten mehr diesem Verluste, als den Ereignissen gegolten.

Als er allein war, schlich er sich an den Spieltisch und suchte unter den liegengebliebenen Goldstücken und Hundertsousthalern drei Frankenstücke und ein Stück von funfzig Centimen, die er vergnügt in seine Tasche steckte.

Das Uebrige ließ er liegen. Wir sind glücklich, unsern Lesern einen ehrenwerthen und rechtlichen Blauerfinder vorführen zu können.

Roussel fand den General auf einem Sopha in dem verlassenen Ballsaal.

„Ha!“ rief er, „dieser Spaßmacher von Peyran hat alle Welt in Bewegung gesetzt.“

Der General betrachtete ihn, wie ein Mensch, der aus einem tiefen Schlummer erwacht.

„Peyran!“ sagte er laut, „ich habe also doch nicht geträumt! . . . Und Louise?“ rief er aus.

„Louise?“ wiederholte Roussel; „ich bin nicht sehr zufrieden mit Louise! . . . Alle diese Zierereien! . . .“

„Wenn Madame Dubreuil Louise hinweggeführt hat," unterbrach ihn Gontault, „so scheint sie leidend zu sein ... Geben Sie mir Nachricht von ihr ..."

„Dummes Zeug! ... dummes Zeug! ..." sagte Roussel ... „Comödie! ... Zierereien! ... Grimassen! ... Ich spreche von Peyran ... Sie sind vom Metier; wie finden Sie, daß er seine Probe abgelegt hat? ..."

„Louise war sehr bleich! ..." murmelte der General vor sich hin.

Dann fuhr er plötzlich fort:

„Wo wohnt dieser Mensch?"

„Wer? ... Peyran?"

„Nein ... der Andere."

„Ah! ... das begossene Hähnchen? ... Sie fragen mich, weil Sie wissen, daß ich ein ausgezeichnetes Ortsgedächtniß habe ... Er wohnt Straße Boucherat Nr. 3."

„Ich danke," sagte Gontault und entfernte sich.

Peyran stand in der Mitte eines Rasenplatzes auf dem Place-Royale. Er glaubte sich am Ende seiner Mühen und spielte mit vieler Naivetät seine neue Heldenrolle.

„Meine Herren," sagte er, „man macht auch noch anderswo Punsch, als bei unserem Freunde Roussel. Dort ist ein Café an der anderen Seite des Platzes; wie wär's, wenn wir uns dort niederließen?"

Alle anständigen und vernünftigen Leute aus den gemischten Salons des Lieferanten hatten sich bereits zurückgezogen; der Vorschlag Peyrans verscheuchte den noch zurückgebliebenen Theil der einigermaaßen erträglichen Gäste.

Es blieben nur noch etwa ein Dutzend aufgeregte Beamte, einige Offiziere und unter diesen der fürchterliche Descharmilles zurück.

Madame Isoline liebte den Punsch fast eben so sehr, als sie die Contrebandiers und die Klephten liebte; aber sie hatte ihre Tochter Aurora auf ihren möblirten Parnaß in der Straße Culture-Saint-Catharine zu Bette geführt.

Peyran und seine Genossen begaben sich also in das Café an der anderen Seite des Platzes. Man ließ

eine ungeheure Bowle serviren und gerirte sich wie eine Gesellschaft junger, liebenswürdiger Lärmmacher. Seit langer Zeit hatte dieses Café, von friedlichen Rentiers besucht, nicht in solchen Worten sprechen hören. Es galt, das erste Auftreten dieses neuen Helden zu feiern, der seine Rittersporen auf so glänzende Weise verdient hatte.

Besser spät, als niemals.

So sprach Descharmilles mit einem kleinen Ueberrest von Spott. Die Anderen erklärten, daß Peyran seine Pflicht gethan habe und daß sein alter Ruf, als Feigling, ein für alle Mal im brennenden Rum abgewaschen sei.

Inzwischen irrte der Lieferant, wie eine Seele im Fegfeuer, in seinen verlassenen Salons umher.

Der letzte Musikant hatte das Orchester verlassen; die Dienerschaft schwelgte in der Küche in den Ueberbleibseln des Buffets; der General hatte seine Thür geschlossen; Madame Dubreuil und Louise hatten sich in ihre Zimmer zurückgezogen und der unglückliche Roussel hatte Niemand, mit dem er sprechen konnte.

Und doch fühlte er das Bedürfniß, seine volle und stürmischbewegte Seele auszuschütten. Diese so plötzlich unterbrochene Soirée hatte seine Thätigkeit nicht

erschöpft; es ging ihm, wie einem Doctor mit großem Appetit, der von einem guten Diner zu einem Kranken gerufen wird.

Auf dem ganzen langen Wege kauen diese Doctoren mit leerem Munde, auf die ungelegene Störung fluchend. Roussel dachte, daß Peyran auch bis Mitternacht hätte warten können, um seine Ohrfeigen zu geben.

Aber es war nicht das, was ihm Fieber, nicht das, was sein Herz in seiner fleischbedeckten Brust aufspringen machte. Wenn sein Kopf brannte, wenn seine großen Augen wie Leuchtkugeln glühten, während er, die Hände auf dem Rücken, mit eiligen Schritten die Zimmer seiner Wohnung durcheilte, so geschah es, weil ein Gefühl begeisterten Wetteifers sein Blut kochen machte und sein Gehirn mit ritterlichen Träumen erfüllte.

Er ging von Saal zu Saal, vor den Spiegeln stehen bleibend, und nach seiner Gewohnheit sein Ebenbild anredend. Er war athemlos und der Schweiß rieselte ihm von der Stirn. Aber von Minute zu Minute wurde sein Gang sicherer und stolzer.

Er begann zu lachen, während er dem Spiegel im Spielzimmer ein vertrauliches Zeichen mit dem Kopfe machte.

„Ja, mein tapferer Freund," sagte er, „es war hier, wo die Scene spielte ... Ich habe es gesehen, ich, der mit Dir spricht ...

Und seine rechte Hand verließ die gewohnte Stelle auf seinem Rücken und durchfuhr zweimal die Luft, als ob er Jemandem ein paar Ohrfeigen gäbe.

Dann stützte er sich, grinsend vor Vergnügen, auf den Marmor des Kamins.

„Das Alles ist schön und gut," murmelte er, während eine düstere Wolke sein Gesicht überflog. „Ich werde alt ... Seit Jahren suche ich irgend einen Laffen, um ihm die Ohren abzuschneiden, und kann keinen finden ... Ich werde noch lange warten können ... Was dieser Peyran für Glück hat! ... Findet einen jungen, wohlgewachsenen, breitschultrigen Burschen, der sich von ihm, wie eine Nachtmütze, ohrfeigen läßt! ... Ich könnte mich ebenfalls an diesen Burschen wenden ... aber er ist abgenutzt."

Er erhob sich und fügte sententiös hinzu:

„Ein und derselbe kann nicht Zweien dienen."

Er setzte, mit wachsender Bewegung, seine Zimmerpromenade fort; seine Augen rollten in ihren Höhlen und seine geballten Fäuste schlugen die Luft.

„Es muß sein! ...“ sagte er; „tausend Bajonnette! ... Ich bin überzeugt, daß man Alles findet, was man sucht.“

Er blieb plötzlich in der Mitte des Salons in der nachdenklichen Stellung stehen, in welcher die Historienmaler Christoph Columbus, über die neue Welt brütend, darstellen: die Augen gesenkt, den Mund zusammengekniffen, die Stirn in Falten!

Alle Thüren waren noch offen; er vernahm ein Geräusch auf der Treppe, dann sah er François an der Thür vorübergehen, François, seinen treuen Diener, der, mit dem Leuchter in der Hand, in seine Mansarde hinaufstieg.

„François kennt vielleicht Einen! ...“ rief der Lieferant, in die Höhe springend. „François!“

Der alte Diener stieg wieder herab und folgte dem Rufe seines Herrn.

„Schließe die Thür,“ sagte Roussel, „und komm' hierher.“

Seit dem Ankauf der beiden Degen und der vier Pistolen, hegte François ein gewisses Mißtrauen gegen seinen Herrn. Er gehorchte, irgend' einen neuen Einfall witternd.

„François,“ sagte Roussel feierlich, „Einsamkeit und Schweigen umgeben uns . . . die Nacht herrscht über die Erde und selbst der Mond verbirgt sich hinter einem Wolkenschleier . . . Du solltest ahnen, François, welches seltsame Ereigniß hier vor sich gehen soll.“

François hörte mit beiden Ohren, aber er antwortete kein Wort.

„Bist Du verschwiegen . . . verschwiegen bis zum letzten Blutstropfen?“ fragte Roussel, „und würdest Du tausend Mal Dein Leben geben, um das meinige zu retten?“

„Teufel! mein Herr . . .“ stammelte François.

„Bist Du verschwiegen?“ fuhr der Lieferant fort, „wie die feuchten Mauern des Grabes?“

„Was das anbetrifft . . .“ begann François.

„Schweige . . .“ unterbrach ihn Roussel, „nicht ein Wort mehr . . . ich habe Dich verstanden.“

Das war mehr, als François selbst hätte sagen können. Er betrachtete seinen Leuchter mit nicht eben sehr zuversichtlichem Aussehen.

„Rücke mir einen Stuhl her, François,“ fuhr

Roussel fort, „denn große geistige Aufregungen erschöpfen den Körper, wie übertriebene Anstrengungen.“

François rollte einen Fauteuil herbei und Roussel ließ sich schwerfällig hineinfallen.

Er schien einen Augenblick nachzudenken und fuhr dann mit dumpfer Stimme fort:

„Kennst Du nicht irgend einen armen Teufel?“

„Ach, großer Gott! daran fehlt's nicht,“ antwortete der gute Diener.

„Ich meine, einen ins äußerste Elend gekommenen Mann ... einen der armen Teufel, die daran denken, sich ins Wasser zu stürzen.“

François schüttelte sein kahles Haupt und erhob die Augen zum Himmel.

„Ich sage Ihnen, es fehlt nicht daran, Herr Roussel ...“ wiederholte er.

„Für meinen Gebrauch,“ fuhr Roussel fort, ohne auf die kläglichen Antworten François' zu achten, „würde ich einen Familienvater vorziehen, der eine kranke Frau und einen Haufen kleiner Kinder hat.“

Die Thränen kamen François in die Augen. Der

ehrenwerthe Roussel bemerkt das nicht, denn je mehr er sich die Details eines solchen Familienjammers ausmalte, um so leuchtender glänzten seine Augen und ein gutmüthiges Lächeln spielte um seine dicken Lippen.

„Ach, mein Herr . . .“ begann François, dessen Stimme zitterte.

„Kennst Du einen solchen Burschen?“ unterbrach ihn der Lieferant.

„Mein lieber Herr! mein lieber Herr!“ rief François, anstatt zu antworten, „was wollen Sie von ihm?“

Der Lieferant antwortete nicht sogleich.

„Rolle einen andern Stuhl herbei, François,“ sagte er; „ich erlaube Dir, Deinen Leuchter hinzustellen und Dich zu setzen . . . treue Diener haben ein Recht auf die Rücksicht ihrer Gebieter, das ist meine Meinung; bedenke aber,“ fügte er hinzu, als François sich gesetzt hatte, „daß ein Bursche, wie ich ihn Dir beschrieben habe, nicht viel auf sein Leben halten darf . . .“

François machte große Augen.

„Du hast von Lebensversicherungsgesellschaften gehört?“

„Ja . . . haben Monsieur vielleicht die Absicht, eine solche Gesellschaft zu gründen?“ stammelte François.

Roussel blinzelte zufrieden mit den Augen.

„Etwas Aehnliches, François,“ antwortete er. „Meine Reputation erfordert, daß ich Jemanden tödte.“

François war mit einem Sprunge am andern Ende des Zimmers.

Roussel war so ganz mit seinem Plane beschäftigt, so weit entfernt, ihn ausschweifend oder schuldvoll zu finden, er hatte sich Alles so ernst ausgedacht, daß er die Aufführung seines Dieners sehr unpassend fand.

„Nun, nun . . .“ sagte er, die Augenbrauen zusammenziehend.

„Ich habe unrecht verstanden, Herr Roussel,“ stammelte François zitternd . . . „Ich bin überzeugt, falsch gehört zu haben . . . Ich glaubte, Sie hätten gesagt, Sie wollten diesen armen Familienvater mit einer kranken Frau und einem Haufen kleiner Kinder tödten? . . .“

Roussel zuckte die Achseln.

„Ein Mensch ohne Erziehung, wie Du, kann die verschiedenen Gesichtspunkte einer Frage nicht zugleich

ins Auge fassen ... Ich gebe Dir zu bedenken, François, welche Zufriedenheit dieser Bursche empfinden muß, auf diese Weise das Loos seiner unglücklichen Familie gesichert zu haben."

François blieb mit herabhängenden Armen am andern Ende des Zimmers stehen. Bei einem Andern, als Papa Roussel, würde man haben sagen können, er will sich einen Scherz machen; aber der alte Militair war nicht sehr spaßhaft und François sah wohl, daß er im Ernst sprach.

„Und wozu soll es nützen, das Blut dieses armen Mannes zu vergießen?" fragte er.

„Um meine Proben abzulegen," antwortete Roussel stolz. „Um meiner Umgebung zu zeigen, wie ich die Pekins behandle."

Roussel erhob sich und ging auf François zu, der über diese groteske Wahrheit fast erstarrt war.

„Du wirst einen solchen Menschen finden, Du wirst mir einen verschaffen, und es wird auch für Dich dabei etwas abfallen."

François antwortete nicht, er schien in tiefes Sinnen verloren.

„Es muß ein Mann von einiger Intelligenz sein," sagte Roussel, seine Idee verfolgend, „damit er mir bei

den der Sache vorhergehenden Verhandlungen keine Schande macht. Er muß eine passende Haltung haben und ich werde ihm ein altes Beinkleid und den blauen Frack leihen, den ich im vorigen Jahre trug ... Man verändert die Knöpfe, und meine Zeugen, mit der horriblen Gefahr beschäftigt, der ich mich aussetze, werden die Kleidungsstücke nicht wieder erkennen."

„Sie hatten mir den blauen Frack versprochen ..." murmelte François.

„Ich werde Dir etwas Anderes dafür geben ... aber das Wichtigste ist, daß dieser Bursche sich opfern läßt, ohne mir ein Leid anzuthun."

François begriff endlich. Einen Augenblick verzogen sich die Muskeln seines ehrlichen Gesichts, als ob er ein lautes Gelächter nicht würde zurückhalten können. Aber er unterdrückte diese stürmische Heiterkeit und fuhr ernsthaft fort:

„Herr Roussel, ich möchte das um aller Welt willen nicht; aber ich glaube, Ihren Mann gefunden zu haben."

Der Lieferant ergriff ihn im Uebermaaß der Freude bei beiden Armen.

„Du bist nur ein Domestik, François, aber es steckt mehr Zartgefühl und mehr Humanität in Dir,

als in manchem Bourgois! Wenn Du mir einen Burschen findest, so werde ich Dir fünf Paar alte Unterhosen und eine Flanelljacke geben . . . Ich gebe Dir auch diese Husarenstiefeln, die ich mir im vorigen Jahr machen ließ und die mich compromittiren könnten . . . Endlich werde ich in meiner Garderobe und in allen Kästen nachsehen und Alles, was ich nicht mehr brauchen kann, François, das sollst Du haben.“

Er sprach in wirklicher Bewegung; aber François, weniger aufgeregt, warf sich vor ihm auf die Knie und küßte ihm beide Hände.

„Mein Herr,“ sagte er, „ich bin Ihnen von ganzem Herzen dankbar für Ihre Güte ... aber ich erbitte mir zitternd noch eine größere Gnade ...“

„Was willst Du?“ fragte Roussel, der seine Aufregung erkalten fühlte.

„Mein Herr,“ fuhr François weinend fort, „ich fordere von Ihnen das Leben dieses unglücklichen Familienvaters.“

Roussel fuhr zurück und runzelte die Stirn.

„Weisen Sie mich nicht ab, ohne mich gehört zu haben,“ rief François. „Ich weiß wohl, daß es eine nothwendige und wichtige Sache ist, daß Sie Ihre

Proben ablegen ... aber mit einem zerschlagenen Arm, oder einem ausgestochenen Auge ...“

„Halbe Maßregeln,“ rief Roussel mit Entrüstung.

„Ich bitte Sie, zu bemerken, Herr Roussel, daß dieser Familienvater, einmal todt, begraben wird, womit die Sache abgethan ist.“

„Ach, geh’ doch,“ sagte Roussel. „Du vergißt die Witwe und die Kinder ... die Journale werden sagen, der Unglückliche, der unter dem Degen des Herrn Roussel, des furchtbaren Duellisten, am Place-Royale gefallen ist, hat eine trostlose Familie hinterlassen ꝛc. ꝛc. Man wird eine Subscription eröffnen und nach einiger Zeit werde ich in das Journal de l’Empire einrücken lassen, Herr Roussel, der furchtbare Duellist vom Place-Royale, ist eben so großmüthig, als tapfer und hat für die Witwe und die unglücklichen Kinder gesorgt u. s. w. — Das wird im Ganzen etwa vierzehn Tage dauern, während man ein ausgestochenes Auge, oder einen amputirten oder gelähmten Arm immer vor Augen haben wird. Jedesmal, beim Anblick des Verstümmelten würde man sagen, sehen Sie hier den armen Unglücklichen; Herr Roussel, der furchtbare Duellist vom Place-Royale, hat ihn so zugerichtet.“

Das Wasser lief dem Lieferanten im Munde zusammen. Er promenirte zwei oder drei Mal nachdenk-

lich im Zimmer auf und ab, während François sich erhob, um nicht unnöthig seine Knie zu ermüden.

Als sein Herr zu ihm zurückkam, warf er sich von Neuem vor ihm nieder.

„Ah," sagte Roussel, „Deine Idee ist nicht schlecht ... Du interessirst Dich also sehr für das Leben Deines Familienvaters?"

„Ah, mein Herr ..." antwortete der würdige Diener, „wenn Sie wüßten, wenn Sie wüßten!"

„Und was ist es?"

„Mein Herr, ich hatte zwei oder drei hundert Thaler Ersparnisse gemacht ... Ich hatte sie bei einem Banquier, der Perle der ehrlichen Leute, untergebracht, der in voriger Woche mit seiner Casse nach Amerika entwichen ist . . . Ich besitze nichts mehr, mein Herr; meine Frau ist krank und ich habe fünf kleine Kinder."

Roussel trat zurück und blies seine Backen auf und machte dann die Bewegung des Aufhebens der Degenkoppel.

„Oh, oh! ..." sagte er.

„Haben Sie Mitleid, Herr Roussel," flehte Fran-

çois, der sich auf den Knien bis zu ihm schleppte, „und geben Sie mir den Vorzug.“

Roussel zögerte.

„Teufel!“ murmelte er, „man könnte Dich erkennen.“

„Ich werde mir eine falsche Nase machen.“

„Auf der einen Seite,“ sagte der Lieferant zu sich selbst, das pro und contra überlegend, „bin ich seiner sicher; er ist unfähig, mich zu verletzen ... ich werde vielleicht mit ihm besser thun, als mit jedem Andern. Wohlan,“ fuhr er laut fort, mit der natürlichen Würde eines Mannes, der eine gute Handlung thun will, „erhebe Dich, mein treuer Diener ... Deine Lage rührt mich, ich interessire mich für Deine unglückliche Familie. Wenn ich unter meinen Freunden zwei würdige Personen finden kann, die Dich bei mir nicht gesehen haben ...“

„Ich mache so wenig Geräusch,“ unterbrach ihn François; „Sie werden ein Dutzend finden.“

„Ich werde Dir fünfundzwanzig Louis zahlen, und meine Proben an Dir ablegen.“

Die naive Furchtbarkeit dieser letzten Phrase, welche einen amputirten Arm oder ein ausgestochenes Auge in

sich begriff, schien François nicht zu erschrecken, denn er rief:

„Tausend Dank, mein guter Herr, tausend Dank.“

„Jetzt,“ sagte Roussel, „wollen wir ein wenig die Ausführung überlegen ... Ich sehe die Sache grosso modo ... Du erscheinst morgen auf dem Place-Royale, zur Stunde der Musik, in meinem blauen Rock, meinen alten Beinkleidern und einem armslangen Schnauzbart; Du faßt mich an, ich ohrfeige Dich ... aber das, wie niemals Jemand geohrfeigt wurde!“ unterbrach er sich, convulsivisch lachend ... „Du sträubst Dich und ich werfe Dich unter dem Applaus der zahlreichen Zeugen dieser Ehrensache zu Boden ... Du erhebst Dich, wir wechseln unsere Karten mit der ein wenig rauhen Höflichkeit, welche das Siegel der wahren Tapferkeit ist. Du sagst mir, daß die Zeugen morgen bei mir sein werden und ich antworte, die Faust auf der Hüfte: — Mein Herr, ich bin zu Ihren Diensten ... Du gehst, und ich eile zum General Reppon, der mir es nicht abschlagen wird, mein Zeuge zu sein.“

Dieses glänzende Tableau hatte Roussel ganz außer sich gebracht. Er rieb sich triumphirend die Hände und fuhr, François auf die Schultern klopfend, fort:

„Jetzt gehe, mein Bursche, und lege Dich schlafen

... Ich will die Einzelnheiten ein wenig ausfeilen ... Ah! tausend Bajonnette, morgen werden wir uns weiter sprechen."

François zündete sein Licht wieder an und stieg die Treppe zu seiner Mansarde hinauf.

Roussel, trunken vor Freude, brachte dann eine gute Viertelstunde damit zu, die Stellungen zu probiren, die er bei der Scene des andern Tags annehmen wollte. Er war zufrieden mit sich und gestand sich selbst, daß seine kleinsten und unbedeutendsten Bewegungen seine Uebung und Erfahrung in solchen Affairen verriethen.

Dann, um sich ein wenig auszuruhen, setzte er sich auf die Brüstung des Balkons vor dem Fenster und athmete die schöne, frische Luft des Place-Royale.

Der Platz war an diesem Abend nicht ruhig, wie gewöhnlich; ein Geräusch lärmender Stimmen drang von der entgegengesetzten Seite durch die Bäume bis zu Roussel herüber, ein wahrer Herensabbath von Geschrei

und Gelächter. Roussel beschloß, sich von der Ursache desselben zu überzeugen.

Roussel nahm Stock und Hut und schritt über den Platz. In der Stimmung, in welcher er sich befand, bedarf man ein wenig seines Gleichen, um die Ueberfülle der Freude auszuschütten.

Als er im Café ankam, schrien ein Dutzend weinschwere Stimmen durcheinander:

„Wissen Sie, daß er noch gar nicht genug gestraft worden ist, dieser Schuft?“

„Nicht zur Hälfte . . . man sollte ein Exempel statuiren!“

„Ein Exempel, dessen sich Feige, wie er, nach Jahren noch erinnern sollen!“

„Wenn wir nur wüßten, wo er wohnt,“ rief Descharmilles, der heute den Teufel im Leib zu haben schien, „wir könnten ihm ein Charivari bringen!“

Dieser Vorschlag wurde mit wahrhaft enthusiastischem Beifall aufgenommen; die Offiziere waren betrunken wie die Polen, die Beamten glaubten es sicher und gewiß mit einem Feigling zu thun zu haben, mit einem Wort, die Expedition versprach nur Vergnügen.

Aber am entzücktesten über diese Idee war ohne

Zweifel der Lieferant Roussel, der wie eine Bombe in das Kaffeehaus fiel und aus Leibeskräften applaudirte.

Es stand geschrieben, daß Roussel noch einmal an diesem Abend die Adresse des Künstlers geben sollte, der ihn in Oberstlieutenants-Uniform mit zu schmalem rothen Band gemalt.

„Bravo!“ rief er aus, „Bravissimo, meine Kinder! Tausend Säbeltaschen! Ein prachtvoller Witz . . . Ich habe heut Abend bereits eine kleine Expedition gemacht und fühle mich lustig, wie zur Zeit meiner ersten Garnison.“

„Wissen Sie seine Adresse, Roussel?“ rief man von allen Seiten.

„Straße Boucherat, Nr. 3,“ antwortete der Lieferant. „Wenn Sie bis zu mir mitkommen wollen, so will ich Sie mit Kesseln, Casserolen, Schaufeln, Kohlenzangen und einer Guitarre vers hen . . . meine Schwägerin spielte, bevor ich in den Dienst trat.“

Alle erhoben sich lachend.

„Vorwärts, nach der Guitarre und den Casserolen!“ rief man im Chor.

Aber bevor man das Café verließ, fand es Roussel für nöthig, eine der kleinen hübschen Scenen zu spielen, in denen er so ausgezeichnet war.

Er nahm ein Glas Punsch und näherte sich seinem alten Commis, der allein an der Idee des Charivari kein Behagen zu finden schien.

„Herr Peyran de la Reole,“ sagte er, mit der famosen Bewegung des Heraufziehens der Degenkoppel, „jetzt, wo Sie Ihre Proben abgelegt haben, finde ich Sie würdig, mit einem alten Soldaten zu trinken.“

Dann näherte er sich ihm und fügte hinzu:

„Ich hoffe, Sie werden es mir nicht abschlagen, einer meiner Zeugen bei einem Duell auf Leben und Tod zu sein, das morgen stattfinden wird.“

„Mit wem? ...“ fragte Peyran.

„Still,“ sagte Roussel, den Finger an den Mund legend, „ich werde mich mit einem reichen und mächtigen Unbekannten schlagen, dessen Name ewig ein Geheimniß bleiben wird.“

„Straße Boucherat Nr. 3,“ riefen die jungen Leute, lärmend das Café verlassend. „Straße Boucherat, Nr. 3. ... Die Ohren müssen dem Feigling abgeschnitten werden, daß er sich Zeit seines Lebens an uns erinnert.“

IV.

Der schwarze Vorhang.

Das Haus Nr. 3 in der Straße Boucherat war ein Hotel-garni von sehr bescheidenem Aeußern. In der ersten Etage desselben befand sich das kleine Logis, welches der Capitain Simon unter dem Namen Eduard bewohnte.

Eine Lampe brannte im Schlafzimmer, dessen Möblen außerordentlich einfach waren.

Das Bett war aufgedeckt; der Secretair, offen, zeigte eine Menge unordentlich umhergestreuter Papiere. Im Hintergrunde sah man, das einzige Bemerkenswerthe im Zimmer, einen schwarzen Vorhang, der von der Decke bis auf die Dielen herabhing.

Das schwache Licht der Lampe, von den langen

Falten dieser Draperie fast absorbirt, verlieh diesem Zimmer einen düstern, traurigen Anblick.

Dicht neben dem geheimnißvollen Schleier, den noch Niemand aufgehoben hatte, hing ein Cruzifix von Ebenholz.

Beim Eintritt in dieses Zimmer empfand man ein peinliches, schauerliches Gefühl. Man fühlte, daß man sich an dem Aufenthaltsorte einer tief verwundeten Seele befand, dem selbst das Crucifix nichts Tröstliches verlieh.

Gegen halb zehn Uhr vernahm man das Rasseln eines Wagens in der Straße Boucherat, das Thor des Hotels wurde geöffnet und es entstand eine ungewöhnliche Bewegung im Vestibul.

Einen Augenblick später trat der Capitain Simon, von einem Diener unterstützt, der kaum im Stande war, ihn aufrecht zu erhalten, in sein Zimmer.

Er ließ sich auf einen Stuhl fallen und wollte den Diener mit einer Handbewegung verabschieden.

Aber der arme Künstler wurde im Hotel fast angebetet, weil man niemals einen so guten, sanften und großmüthigen Einwohner gehabt hatte.

„Ich werde Sie nicht so verlassen," sagte der

Diener entschlossen. „Ich weiß nicht, was Ihnen begegnet ist, aber Sie sind so sehr verändert, daß ich nach einem Arzt schicken möchte.

Eduards Kopf war gegen die Lehne des Stuhls zurückgesunken.

„Es ist mir nichts begegnet . . .“ antwortete er mit Anstrengung; „ich habe nichts nöthig, mein Freund; verlassen Sie mich.“

Dann, sich plötzlich zusammenraffend, setzte er hinzu:

„Meine Koffer sind im anstoßenden Zimmer: packen Sie sie so schnell als möglich . . . Wenn ich eine Postchaise bekommen kann, so werde ich noch in dieser Nacht abreisen.“

„Sie verlassen uns? . . .“ rief der Bursche mit aufrichtigem Bedauern.

„Nur für einige Tage, mein Freund. Gehen Sie und beeilen Sie sich.“

Der Diener gehorchte.

Eduard blieb ohne Bewegung und fast ohne zu athmen in seinem Fauteuil. Er glich einem Leichnam, dem man die Augen zu schließen vergessen.

Nach einigen Minuten zog er sein Portefeuille aus

der Tasche und begann mit Bleistift zu schreiben. Nachdem er drei oder vier Blätter gefüllt, riß er sie aus, steckte sie in ein Couvert und rief Pierre, den Diener des Hotels.

Sein Gesicht zeigte die gezwungene Ruhe, die allein schon erschreckt. Pierre fand, daß er sich in den letzten zehn Minuten noch mehr verändert hatte.

„Dieser Brief muß sogleich an seine Adresse besorgt werden," sagte Eduard.

„Ich will laufen . . ." begann der Bursche.

„Nein, das würde das Packen der Koffer aufhalten. Geben Sie den Brief einem Ihrer Kameraden und sagen Sie ihm, sich nach dem Place-Royale in das Hotel des Herrn Roussel zu begeben . . . er soll nach François, dem Kammerdiener, fragen und ihm den Brief mit der Bemerkung, daß er sehr eilig sei, übergeben."

Pierre ging, Eduard rief ihn zurück.

„Wie viel Zeit braucht man, um von hier nach dem Place-Royale zu gehen?"

„Zehn Minuten, wenn man geht, fünf Minuten, wenn man läuft," antwortete Pierre.

„Dann wird der Brief in fünf Minuten in

Herrn Roussels Hause sein," sagte Eduard, dessen Stimme schwach wurde, als ob ein plötzliches Unwohlsein ihn überfallen.

Er erhob sich und durchschritt schwankend und wankend das Zimmer. Er stützte sich im Gehen auf die Möbeln, um nicht zu fallen. Als er vor seinem Secretair angelangt war, war er erschöpft.

Dennoch versuchte er, seine Papiere zu ordnen, wobei ihm der Kolben einer Pistole in die Hand kam.

Seine Stirn hellte sich auf, seine gebückte Gestalt richtete sich auf, seine Hand hörte auf zu zittern und seine Augen strahlten. Er ergriff die Waffe und drückte sie mit einer convulsivischen Bewegung an sein Herz.

„Eine Secunde! . . ." flüsterte er, „und meine Qual wird vorüber sein . . . Der Schimpf, der blutige Schimpf wird nicht mehr meine Wangen brennen . . . Ich werde Ruhe finden!"

Instinctartig schlug er den Hahn der Waffe zurück.

„Ich leide zu qualvoll! . . ." dachte er laut, „und ich habe zu lange gelitten."

Das Pistol war geladen und der Finger des Capitains berührte den Drücker.

Alles war still in der Straße. Pierre war nicht mehr im anstoßenden Zimmer, nichts konnte ihn hindern, einem Leben ein Ende zu machen, das ihm zur Last war.

Aber wenn Niemand mehr da ist, um die Hand des Unglücklichen zurückzuhalten, den der Schwindel ergreift, so bleibt Gott.

Der Blick Simons fiel auf das Crucifix neben dem schwarzen Schleier und das Pistol entfiel seiner Hand.

Man tödtet sich entweder aus Wuth und Aerger, oder aus Verzweiflung unter dem Gewicht eines plötzlichen Unglücks; aber diejenigen, welche die Kraft gehabt haben, lange zu dulden, bleiben in der Regel auf ihrem Posten im Leben.

Die Märtyrer tödten sich nicht.

Weil die letzte Hoffnung der Märtyrer auf das Jenseits gerichtet ist, so tödten sie sich nicht, weil der Selbstmord diese Hoffnung vernichtet.

Eduard warf sich vor dem Crucifix nieder und betete. Nachdem er gebetet hatte, ergriff er das Pistol, schloß es in einen Kasten und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus.

„Man hat Ihren Brief besorgt, Herr Eduard," sagte Pierre zur halbgeöffneten Thür herein. „Haben Sie sonst etwas nöthig?"

„Beendigen Sie das Packen meiner Koffer . . ." antwortete der Capitain. „Wenn Sie damit fertig sind, so besorgen Sie einen Fiacre und melden es mir."

Pierre zögerte, öffnete dann die Thür ganz und trat herein.

„Wohin werden Sie gehen, Herr Eduard?" fragte er schüchtern.

Der Capitain sah ihn an, ohne ihn zu sehen.

„Ich weiß es nicht," antwortete er; „beeilen Sie sich."

Pierre schüttelte den Kopf und ging.

Der Capitain sah nach seiner Uhr.

„In fünf Minuten," flüsterte er, „wird Louise mich nicht mehr verachten!"

Er stand jetzt vor dem schwarzen Vorhang, der von der Decke bis auf die Dielen herabhing.

Er ließ den Vorhang auf seinen Ringen zurückgleiten und enthüllte eine Art von Trophäe, aus der

Uniform eines Dragonercapitains, den beiden Epaulet=ten, dem Säbel und einem Kreuz bestehend.

Er betrachtete sie lange und schmerzlich.

Es war ihm, als ob der Geist seiner glücklichen Jugend sich vor ihm aufgerichtet hätte.

Der Capitain hielt seine hervorbrechenden Thränen zurück und ein melancholisches Lächeln umschwebte seine Lippen.

Die Vergangenheit seiner glücklichen Jugend tauchte in glänzenden Bildern vor ihm auf.

Er sah sich als Kind im Lyceum, wo schon Alles von Ruhm und Heldenthaten sprach; er fühlte zum ersten Mal seit so langer Zeit die erste Leidenschaft sei=nes Lebens wieder erwachen: die Liebe zum Kampf, das brennende Verlangen, sich durch Gefahren berühmt zu machen. Alle Welt war so um ihn her, er erinnerte sich dessen sehr wohl. Das Geräusch des Krieges drang über die friedlichen Mauern des Collegiums herein. Alle diese Kinder, alle seine Freunde wünschten sich er=wachsen und stark, um die Flinte tragen oder den Säbel schwingen zu können.

Aber alle, die er im Laufe der Jahre vergessen hatte und die er in diesem Augenblick mit blonden,

lächelnden Knabengesichtern vor sich sah, alle seine Freunde im Collegio hatten Eltern gehabt, die sie besucht hatten.

O, wie oft hatte Simon die kindliche Freude seiner Freunde beneidet, die in die Arme ihrer Mütter eilten.

Simon hatte weder Vater noch Mutter gehabt, denn eine österreichische Kugel hatte die Brust des Majors in den ersten Schlachten der Republik durchbohrt.

Simon stand allein in der Welt; Niemand kam, um ihn zu besuchen, und dies hatte ihn traurig mitten unter den andern heitern Kindern gemacht. Eines Tags ... o, eines schönen Tags kam ein Mann in das Colleg und frägte nach Simon. Es war ein Soldat, ein Offizier mit männlicher Haltung, mit kühnem, freien Gesicht, der zwar nur bescheidene Lieutenantsepaulettes trug, aber nichtsdestoweniger Simon imposanter erschien, als der General eines Armeecorps.

Er trat in den Hof, mitten unter die Zöglinge und als man ihm Simon zeigte, nahm er ihn weinend in seine Arme.

„Dein Vater war mein Vater und Du bist mein Sohn,“ sagte er rauh, weil er sich vor aller Welt zu weinen schämte ... „Ein für allemal ... Arbeite

tüchtig, amusire Dich gut und erinnere Dich, daß Du einen Freund hast.“

Als der Donnerstag kam, der Tag des Ausgehens, den Simon sonst immer allein mit den übrigen Verlassenen traurig im Colleg zugebracht hatte, erhob er sich freudestrahlend. Er zog seine neue Uniform an und fühlte die Freude des armen Vogels, der seine Schwingen versucht. Man kam, auch ihn zu rufen. Den ganzen langen Tag spatzierte Simon am Arme eines schönen Offiziers umher, der ihn mit seinen Garnisongeschichten lachen machte, aber der ihn auch heiße Thränen weinen machte, indem er ihm von seinem edlen und unglücklichen Vater erzählte.

Er kehrte in das Colleg zurück; er arbeitete tüchtig, er amusirte sich besser, denn er fühlte ein doppeltes Leben in sich und die Hoffnung keimte kräftig in ihm empor.

Nach dem Colleg kam die Schule. Gontault war unterdeß Lieutenant geworden und Simon sah ihn Capitain werden.

Jedesmal, wenn Gontault avancirte, war Simon so glücklich in seinem Herzen, als ob die neuen Epauletten für ihn gewesen wären.

Endlich empfing auch er die ersehnten Epauletten,

und Gontault; der Major geworden war, umarmte ihn mit Thränen in den Augen.

Gontault beobachtete ihn in seiner ersten Schlacht; er beobachtete ihn mit Unruhe und als Simon die erste Kartätschensalve ausgehalten hatte, machte ihm Gontault ein Zeichen mit dem Kopfe und warf ihm von Ferne einen Kuß zu.

Ueberall bei dieser Revue der Vergangenheit begegnete er Gontault, seinem zärtlichen Freunde, seinem Beschützer, seinem Vater!

Glück und Leiden, Alles hatte Gretault mit ihm getheilt.

Und plötzlich begegnete er ihm wieder; aber zum letzten Mal.

Gelächter, Trunkenheit, Gläserklirren — dann die Nacht, ein trauriger, öder, einsamer Ort; ein kalter Schauer, der ihn durchrieselt, ein herzzerreißender Schrei und ein blutiger Leichnam zu seinen Füßen.

Auf der Stirn Simons stand in großen Tropfen der kalte Schweiß. Er fühlte sich vernichtet, als ob dieses düstere Drama eben erst stattgefunden hätte.

Er erwachte allmälig und ohne Erschütterung, denn nur zu oft schon war dieser düstere, unheimliche Traum an seiner Seele vorübergezogen.

Er heftete seine Augen von Neuem auf die Trophäe und schaute sie lange in schmerzlichem Brüten an.

„Diesmal werde ich euch nicht mit mir nehmen, meine armen Angedenken! . . .“ flüsterte er, „denn ich werde zu schwach gegen euch, jetzt, wo ich meine letzte Hoffnung verloren!“

Er schien ein kindisches Verlangen zu empfinden, die vom Staub geschwärzten Epauletten, das geliebte Kreuz der Ehrenlegion und den rostigen Griff des Säbels zu berühren.

Sein Herz schlug; das Blut schoß ihm in die Wangen.

„Ja . . . ja . . .,“ dachte er, „dies Alles war für mich Leben, Hoffnung und Zukunft . . . Mein Leben war schön! meine Hoffnungen waren groß und die Zukunft voll sicherer Verheißungen! Jetzt sind Beleidigung, Verachtung und Schande mein Loos, als ob ich ein Zeichen auf der Stirn trüge, was zu Jedem sagt: — Schlage, er kann sich nicht vertheidigen! . . . Oh! das Verbrechen war groß, aber die Strafe ist grausam, mein Gott!“

Seine Stimme wurde dumpf und sein Lächeln schmerzlich und bitter.

„Unsinniger! Unsinniger!“ rief er, die gefaltenen Hände erhebend, „war ich noch nicht genug gestraft?... Ich wollt' es machen, wie die andern Menschen, ich wollte vergessen, ich wollte lieben ... aber Gott zürnt noch gegen mich ... ich sank, wie vom Blitz erschlagen, in die Nacht meines Kummers zurück.“

Er zog den schwarzen Vorhang wieder zu und begann mit langsamen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Es wird so am besten sein,“ sagte er entschlossen, „... ich werde Frankreich noch einmal verlassen und sie wird nie wieder von mir sprechen hören... sie wird mich vergessen... ich allein werde leiden und dulden.“

„Der Brief ist abgegeben und die Koffer sind gepackt,“ meldete Pierre an der Thür.

„Es ist gut ...“ antwortete der Capitain, plötzlich aus seinem Brüten erwachend. „Ich bin bereit... und werde Ihnen folgen. Hören Sie, Pierre,“ fuhr er fort, sich dem Diener nähernd, „Sie sind ein ehrenwerther Mann und ich habe Vertrauen zu Ihnen... Es befinden sich dort hinter dem Vorhange einige Gegenstände, die mir durch Erbschaft zugefallen sind...“

Er zögerte und seine Stimme zitterte wider seinen Willen.

„Es ist die Uniform, der Säbel und das Kreuz eines Mannes, den ich liebte . . . bringen Sie dieselben an einen sichern Ort, und wenn ich zurückkehre, so stellen Sie sie mir wieder zu.“

„Ich werde dafür Sorge tragen, Herr Eduard.“

„Kehre ich nicht zurück, Sie wissen, Niemand ist des nächsten Tages sicher . . . so suchen Sie Fräulein Louise Roussel auf und übergeben ihr dieses Vermächtniß, im Falle sie noch diesen Namen trägt . . . Sie liebte den Mann, der diesen Säbel, diese Uniform und dieses Kreuz trug.“

„Und wenn Mademoiselle Roussel verheirathet ist? . . .“ fragte Pierre.

Der Künstler, eben beschäftigt, die im Secretair enthaltenen Papiere in ein Bündel zusammenzupacken, zitterte und lehnte sich wankend gegen die Mauer.

„Die Epauletten sind von Silber,“ sagte er, „das Kreuz ist von Gold . . . der Säbel ist auch etwas werth . . . wozu ein Andenken von einem Manne, an dem Niemand mehr Antheil nimmt?“

Der Capitain seufzte tief auf und fuhr, mit einem vergeblichen Versuche, heiter zu scheinen, fort:

„Sie werden im letzten Falle Alles an einen

Trödler verkaufen und auf meine Gesundheit trinken, mein Freund!“

Zu gleicher Zeit übergab er ihm das Packet mit den Papieren und befahl ihm, es in den Wagen zu tragen.

„Vorwärts!“ flüsterte er, sich im Zimmer umblickend, als ob er den Gegenständen, die er zurückließ, ein letztes Lebewohl sagen wollte; „ich war hier glücklich . . . ich habe hier süß geträumt . . . aber das Erwachen war zu hart: ich darf niemals wieder träumen!“

Er ging mit festem Schritte auf die Thür zu, wie ein Mann, der einen unabänderlichen Entschluß gefaßt hat.

„Ich kann gehen . . .“ dachte er. „Sie kennt jetzt mein Geheimniß und wird begreifen, daß ich eines größern Muthes bedarf, mein Gelübde zu erfüllen, als tausend Mal mein Leben zu wagen . . . ich habe hier nichts mehr zu thun.“

Er öffnete die Thür und vernahm, als er den Fuß in das anstoßende Zimmer setzte, leichte Schritte, welche die Treppe heraufkamen.

Sein Herz ahnte. Er blieb, wie von einer übermenschlichen Macht an den Boden gefesselt, stehen.

Freude und Schmerz mischten sich in seiner Seele, und die Freude war größer, als der Schmerz.

„Ich that Unrecht, ihr zu schreiben ...“ stammelte er mit bebenden Lippen.

Er täuschte sich selbst ... seine Brust hob sich in unaussprechlicher Dankbarkeit und Freude.

Louise stürzte ins Zimmer und ergriff ihn, ohne zu sprechen, bei beiden Armen.

Sie war noch in ihrem Ballstaat und hatte nur eine schwarze Mantille um ihre Schultern geworfen. Sie war bleich und ihre gerötheten Augen zeigten die Spuren ihrer Thränen.

Eduard vermochte nicht, zu sprechen.

„Ich will nicht, daß Sie reisen, mein Herr,“ sagte Louise.

„Sie haben also meinen Brief nicht empfangen?“ stammelte Eduard.

„Ich habe ihn empfangen,“ antwortete das junge Mädchen, „aber er war unnütz ... Nicht einen Augenblick,“ fügte sie, ihre schöne Stirn stolz erhebend, hinzu, „habe ich an Ihnen gezweifelt.“

Zwei Thränen, die ihm der Schmerz nicht hatte

entreißen können, rollten jetzt langsam über Eduards Wangen.

Er drückte die Hände des jungen Mädchens an sein Herz und flüsterte:

„O, Dank! . . . Dank! Mademoiselle.“

Louise, die mit aufmerksamem Auge die Tiefe seiner Bewegung zu prüfen schien, lächelte stolz.

„Ich werde ihn überreden,“ dachte sie.

„Wollen Monsieur sogleich abreisen?“ fragte Pierre auf der letzten Treppenstufe, mit einem Anflug spöttischer Heiterkeit.

Der gute Bursche arrangirte die Sachen nach seiner Art. Er dachte, daß Alles die Folge des Bruches eines zärtlichen Verhältnisses sei, und daß die Anwesenheit der jungen Dame sicher die Entwickelung verändern werde.

Diese Meinung wurde von Louise getheilt, die ihre hübsche kleine Hand auf den Mund des Capitains legte und an seiner Stelle antwortete:

„Herr Eduard wird nicht reisen!“

„A la bonne heure! . . .“ rief Pierre, und stieg singend die Treppe hinab.

V.

Die Flucht.

Als Pierre sich entfernt hatte, zog Louise die Hand nicht zurück, welche den Mund des Capitains verschloß. Sie betrachtete ihn ängstlich, als ob sie eine entscheidende Zurückweisung fürchte.

„Schweigen Sie, Eduard!“ ... fuhr sie eilig fort. „Vor Allem müssen Sie wissen, weshalb ich allein und zu dieser Stunde zu Ihnen gekommen bin! ... Weshalb ich den Vorwürfen meines Vaters und der Meinung der Welt getrotzt habe ... denn, ich sage es Ihnen, Eduard, ich weiß sehr wohl, welchen Folgen ich mich durch diesen Schritt aussetze.“

„Mademoiselle ...“ wollte sie der Capitain unterbrechen.

Eine bittende Bewegung des jungen Mädchens verhinderte ihn, zu sprechen.

Sie fuhr mit plötzlich veränderter Stimme fort:

„Ich bin gekommen, um zu sehen, ob Sie mich lieben . . . Ich bin gekommen, um zu erfahren, ob Sie mich nicht getäuscht haben . . . Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen: ich glaube an Ihre Schwüre und ich liebe Sie . . . Ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen: Eduard, wenn Sie reisen, so lassen Sie eine Todte zurück!“

Sie heftete ihre großen, feuchten Augen auf die Augen Eduards, und die Wahrheit der Leidenschaft sprach aus ihren Worten.

Der Capitain betrachtete sie mit Bewunderung.

„Mein Gott! mein Gott! . . .“ stammelte er, „das würde Himmelsfreude sein!“

Dann fügte er hinzu, sich zum schwersten aller seiner Kämpfe waffnend:

„Sie haben meinen Brief nicht ganz gelesen, Louise . . . und wenn Sie ihn gelesen haben, so haben Sie ihn nicht verstanden . . . die Beleidigung brennt hier auf meiner Wange, und ich kann sie nicht abwa-

schen . . . Gott ist mein Zeuge, daß ich Sie liebe, Louise, und daß ich Sie nicht getäuscht habe . . . Aber meine Liebe beschmutzt und bringt Unglück. Wenn ich Ihnen Lebewohl sage, Louise, Lebewohl für immer, so geschieht es, weil ich Sie liebe!“

Louise erwartete nicht, auf den ersten Angriff den Entschluß des Capitains zu ändern; sie hatte wohl gedacht, daß es eine lange Anstrengung kosten würde, aber im Innersten ihres Herzens war sie fest überzeugt, ihn zu besiegen, denn sonst würde sie nicht gekommen sein.

Der erste Widerspruch Eduards entmuthigte sie nicht. Sie hatte, wie alle Frauen, Vertrauen zu den Männern; er unterhandelt, er wird nachgeben.

Uebrigens hatte Simon vielleicht Recht, zu denken, daß Louise den Inhalt seines Briefes nicht ganz verstanden habe, denn er erzählte darin nur in kurzen Worten die furchtbare Geschichte des Willkommens und des Duells mit dem Oberst.

Nachdem Louise diese Geschichte in aller Eile durchlesen, war sie in der That zurückgeschaudert, aber dennoch hatte sich ein Gefühl der Freude in ihren Kummer gemischt; sie hatte in diesem Ereigniß eine gute und vollgültige Entschuldigung für das Betragen dessen gefunden, den sie liebte.

Außerdem war Louise immer nur ein junges Mädchen und auf den ersten Blick und ohne längeres Nachdenken nicht wohl im Stande, die ernste Bedeutung der furchtbaren Rache zu ermessen, welche der Capitain sich auferlegt hatte.

Louise schwieg, einen verwundbaren Ort suchend um ihn zu treffen.

Eduard schwieg ebenfalls. Er sagte zu sich selbst: „Ich, der ich zu wissen glaubte, was Leiden sind!“

Was waren, in der That, die traurige Vergangenheit, seine Schmerzen, seine Gewissensbisse, die nagende Wunde, die sein Stolz durch diese vernichtende Beleidigung erhalten, gegen das, was er in diesem Augenblicke empfand?

Sie war so schön, dieses arme Kind, das zu ihm kam, auf ihren Knien ihr Glück zurückzufordern; er liebte sie mit so glühender, so inniger Zärtlichkeit!

Sein Herz blutete, aber sein eiserner Wille erlahmte nicht.

„Mein Gott,“ sagte Louise, „es war ein entsetzliches Ereigniß, Eduard . . . aber Sie wußten es nicht . . . Sie übertreiben ein unabsichtlich begangenes Vergehen.“

„Ein Vergehen!“ wiederholte der Capitain bitter.

„Ein Vergehen, das Sie schon hinreichend, mehr als hinreichend gebüßt haben! . . . wenn Sie wüßten, was ich seit einer Stunde gehört habe!“

„Ueber mich?“ . . . sagte Simon resignirt. „Ich errathe es, Mademoiselle, und eben deshalb reise ich ab.“

„Aber würde es nicht besser sein, hier zu bleiben,“ sagte Louise, in deren Auge ein Lichtstrahl glänzte, „hier zu bleiben und die feigen Verläumder zu züchtigen.“

Der Capitain senkte das Haupt.

„Ah!“ fuhr Louise fort, „ich bin überzeugt, daß Ihr Adoptivvater wie ich sprechen würde.“

„Gott und er haben meinen Schwur gehört!“ . . . antwortete, die Arme über der Brust kreuzend, der Capitain.

Louise machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Das ist schön und edel! . . .“ sagte sie. „Aber hören Sie mich, Eduard, Sie stehen nicht mehr allein in der Welt . . . Sie haben Pflichten gegen mich, Ihre Verlobte, zu erfüllen . . . gegen mich, welche dieser Schritt fast zu Ihrer Gattin gemacht hat . . . gegen mich, die ich Sie auf den Knien anflehe, Ihre

Ehre, welche jetzt auch die meinige ist, vor den Augen der Welt wiederherzustellen.“

„Nur die Gattin theilt die Infamie ihres Gatten,“ sagte Eduard mit zitternder Stimme; „Sie werden niemals meinen Namen tragen, Louise.“

Louise richtete sich auf.

„Haben Sie Mitleid!“ fuhr der Capitain fort, der am Ende seiner Kräfte zu sein schien; „die Stimme der Welt, dieser blutige und grausame Hohn, scheiden uns jetzt für immer. Ich kann und will nicht einen Theil der Last des Elends auf Sie zurückfallen lassen, das ich durch mein Verbrechen auf mich geladen habe. Bitten Sie mich nicht mehr, o! ich beschwöre Sie, Ihre Bitten brechen mir das Herz! . . . Louise, Gott ist mein Zeuge, daß Sie Alles für mich sind; ich habe Ihnen niemals gesagt und Sie werden es niemals erfahren, wie sehr mein Herz ihr Sclave geworden ist! . . . Aber ich verdanke Ihnen die einzigen Augenblicke der Ruhe und des Glücks, die ich seit Jahren gekostet, und dieser Ruhe, dieses Glückes wegen, welche mich als kostbare Erinnerungen durchs Leben begleiten werden, werde ich gehen, um Sie vor der Theilnahme an meinem Leiden zu bewahren! . . . O,“ fuhr er mit fester Stimme, die Stirn erhebend, fort, „es wird meine letzte Verirrung sein . . . Ich muß hinfort allein leben,

ohne Freunde und ohne Gefährtin . . . denn mein Freund würde über mich erröthen, Louise, und wenn ein Mann meine Gattin beleidigte, so würde ich sie weder vertheidigen nach rächen können.“

Louise verbarg ihr in Thränen gebadetes Gesicht in ihren Händen.

„Ich kannte Sie, Eduard,“ stammelte sie; „ja, Sie haben Recht . . . Sie müssen reisen!“

Aber bevor der Capitain ihr antworten konnte, fügte sie, von unwiderstehlicher Begeisterung fortgerissen, hinzu:

„Aber Sie werden nicht allein reisen, Eduard! ... ich werde Ihnen folgen, selbst gegen Ihren Willen!“

Der Capitain legte beide Hände auf sein erschwachendes Herz.

„Ich werde Ihnen folgen . . .“ wiederholte das junge Mädchen. „Für mich haben Sie diese Beleidigung empfangen, und an mir ist es, sie wieder gut zu machen . . . Ah! ich bitte Sie, mich Ihren Brief meinem Vater und dem General zeigen zu lassen, der gütig ist und mich liebt . . . ich bin überzeugt, sie werden mich nicht tadeln, sie werden mich segnen . . . Eduard, Eduard, stoßen Sie mich nicht zurück; ich will

Sie stets und überallhin begleiten . . . Und sollten Sie in Ihrem Leben noch eine ähnliche Beleidigung zu ertragen haben, wohlan! ich werde Sie trösten, ich, die Ihre erhabene Büßung kennt . . . Wenn Sie noch fliehen müssen, so werden wir Beide miteinander fliehen . . . Sprechen Sie, Eduard, wollen Sie mir diese erhabene und heilige Mission anvertrauen? Wollen Sie mir gestatten, Ihre Gattin zu sein?“

Sie schaute mit gefalteten Händen zu ihm auf und ihre thränenfeuchten Augen erflehten, wie eine Gnade, die letzte Antwort Eduards.

Dieser fühlte seinen Muth sinken.

„O, versuchen Sie mich nicht länger! . . .“ stammelte er; „es ist mir, als ob der Engel der Barmherzigkeit mit mir spräche . . . Barmherzigkeit! Mein Herz ist schwach gegen Sie . . . Ich flehe Sie um Barmherzigkeit an.“

„Und ich,“ rief Louise, die sich bereits Siegerin glaubte und den letzten Schlag führen wollte . . . „ich flehe Sie ebenfalls um Barmherzigkeit an, Eduard . . . denn Sie zwingen mich, von Ihnen zu sagen, daß das, was Sie für Entsagung halten, nur Liebe ist . . . Nur für mich allein flehe ich Sie an.“

Der Capitain betrachtete sie mit staunender Bewunderung, ihre Hände vereinigten sich und Louise lehnte ihre brennende Stirn an die Eduards.

„Ich muß sie täuschen . . .“ dachte dieser angstvoll. —

„Wohlan! . . .“ flüsterte er.

„Sie willigen ein? . . .“ unterbrach ihn freudetrunken das junge Mädchen.

„Gehen Sie, Louise . . . und zeigen Sie meinen Brief Ihrem Vater.“

Louise stürzte auf die Thür zu.

„Sogleich, Eduard,“ rief sie. „Ach! glauben Sie mir, wir können noch glücklich sein!“

Sie ging. Der Capitain schlug sich verzweiflungsvoll vor die Stirn.

Er ging in sein Schlafzimmer und setzte sich an seinen Secretair.

„Ich soll die Koffer vom Fiacre wieder abladen, nicht wahr, Herr Eduard?“ fragte der gute Pierre, sein heiteres Gesicht an der Thür zeigend.

„Warten Sie,“ antwortete der Capitain, „ich

werde hinunterkommen und Ihnen meine Befehle geben."

„Sie liebt mich heiß! . . ." dachte er, während seine Feder über das Papier eilte; „ich schulde ihr dieses Opfer."

Er erhob sich, ein offenes Billet auf dem Secretair zurücklassend.

„Vorwärts!" sagte er mit der Ruhe der Verzweiflung; „sie war groß, die letzte Freude meines Herzens."

Er stieg eilig die Treppe hinab und man hörte die Thür des Fiacres hinter ihm zuschlagen.

Inzwischen eilte Louise glücklich über den Place-Royal.

Ihr Herz war leicht und Freudenthränen netzten ihre Augen. Sie hatte gesiegt. Und wie liebte sie Ihren Eduard!

Wie glücklich wollte sie ihn für alle Leiden der Vergangenheit machen!

In einigen Minuten hatte sie das Ende der Straße Saint-Louis erreicht, aber hier war sie genöthigt, einen Umweg zu machen, weil die kleine Straße

de l'Echarpe, die auf den Place=Royale ausmündet, im eigentlichen Sinne des Wortes gesperrt war.

Es befanden sich daselbst etwa dreißig junge Leute, die betrunken schienen und lärmten. Jeder trug ein Katzenmusikinstrument von der classischen Feuerzange bis zum Casserol und dem Ofenrost.

Louise, die dieser Begegnung keine Bedeutung verlieh, warf sich zur Seite, um dem tollen Haufen den Weg frei zu lassen.

Ihr Herz war zu voll, um auf das zu hören, was die Lärmmacher sagten. Ihr Geschrei glitt an Louisens Ohren wie ein fernes Brausen vorüber.

Nur ein Mal, als der lästige Schwarm sich bereits weit von ihr entfernt hatte, glaubte Louise mitten durch den Lärm die Stimme ihres Vaters zu unterscheiden. Aber dieser Gedanke schien ihr so extravagant, daß sie ihren eiligen Lauf nicht wieder unterbrach.

Der Zug entfernte sich, unaufhörlich den Refrain nach der Melodie: „Ein Teufel, wer da schlägt sein Weib“ wiederholend:

„Er wird sich schlagen,
Er schlägt sich nicht!“

Louise langte athemlos am Thore des Hotels an,

das François vorsorglich offen gelassen hatte. Es war in der That dieser brave Mann, an den der Commissionair den Brief des Capitains abgegeben und der ihn seiner jungen Gebieterin überbracht hatte.

Louise, vom Lesen des Billets zu heftig in Anspruch genommen, hatte das trübselige Ansehen des armen François nicht bemerkt.

Als sie, zurückkehrend, ihn leichenblaß im Vestibul antraf, sagte sie zu ihm:

„Ich habe Dich am Schlafen verhindert, armer Freund! Ich bedarf Deiner nicht mehr . . . begieb Dich zur Ruhe."

„Es ist nicht von Bedeutung," antwortete François, unheimlich lächelnd, „ob ich eine Nacht mehr oder weniger schlaflos verlebe . . . Glauben Sie, daß man schlafen kann, Mademoiselle Louise, wenn einem eben ein Auge ausgestochen, oder ein Arm abgenommen ist . . .?"

Louise glaubte falsch verstanden zu haben und kümmerte sich nicht weiter darum.

„Uebrigens," fuhr François fort, „scheint heute der Teufel bei uns losgelassen zu sein . . . Sie sind es nicht allein, Mademoiselle Louise, die heute zu dieser

Stunde noch draußen ist. Ich weiß nicht, was es Neues im Hause giebt, aber alle Welt läuft heute Nacht in der Irre umher.“

Louise, die bereits die große Treppe hinaufgestiegen war, um zu ihrem Vater zu gehen, hörte ihn nicht mehr.

Sie war überzeugt, einen neuen Sieg zu erlangen; sie kannte ihre Herrschaft über den Lieferanten und wußte sie wohl zu benutzen.

Im Hinaufsteigen überlegte sie ihren Angriffsplan.

François folgte ihr von fern.

„Es thut nichts,“ murmelte er, „wenn auch mein Banquier, die Perle der ehrlichen Leute, nicht ausgerissen ist; ich werde lieber von seiner Narrheit Vortheil ziehen, als ihm einen Familienvater zum Todtstechen geben.“

Er fand Louisen in dem kleinen Salon, wo das Portrait Hortensens hing. Louise stand unbeweglich vor dem Bilde. Man sah wohl, daß sie Furcht gehabt hatte, denn ihr Herz pochte hörbar.

„Blicke hierher!“ sagte sie, François bemerkend und mit dem Finger auf das Bild ihrer Mutter zeigend, „lächelt sie nicht?“

„Es war eine sanfte und gute Dame,“ antwortete François; „was jedoch das Lächeln anbetrifft, so kam das nicht oft . . .“

Und er fügte in Gedanken hinzu:

„Sie hatte nicht das große Loos in der Ehe gezogen! . . . Ein Mann, der solche Einfälle hat.“

Und er schüttelte den seiner Arme, der verurtheilt war, und berührte mit der Hand dasjenige seiner Augen, das zum Opfer gebracht werden sollte.

Die Blicke Louisens schienen wie durch einen Zauber auf das Bild ihrer Mutter geheftet.

Einst, als sie noch ein Kind war, hatte Madame Dubreuil sie glauben gelehrt, daß das Portrait Hortensens lächle, wenn sie recht handle, und bei jedem Unrecht, das sie begehe, zürnend die Stirn runzle.

Die tiefe Zärtlichkeit, der Cultus, den Louise ihrer Mutter weihte, hatten diesen kindlichen Aberglauben erhalten. Sie wußte wohl, daß ein Bild weder lächeln noch die Stirn runzeln kann, aber das Gemälde, wo das schöne Gesicht ihrer Mutter zu leben schien, war für sie stets ein Orakel geblieben. Jenachdem der Lichtschein ihre Physiognomie belebte oder verdüsterte, sagte Louise: „ich werde Glück oder Unglück haben.“

An diesem Abend fiel der Lichtschein der Lampe glänzend auf das Gemälde und bildete einen milden Glorienschein um die Stirn Hortensens. Hortense schien in der That zu lächeln. Louise legte beide Hände an ihre Lippen, um dem Bilde der Mutter einen zweifachen Kuß zuzuwerfen und eilte dann nach dem Zimmer ihres Vaters: „Glück! Glück!“ vor sich hin flüsternd.

François setzte sich an den Tisch, auf dem die Lampe stand, wählte ein schönes Blatt Papier, tauchte eine Feder in die Tinte und begann den folgenden Akt niederzuschreiben:

„Der Unterzeichnete erklärt, daß er, im Falle Herr Roussel ihn tödten sollte, anstatt ihm ein Auge auszustoßen, er in diesen Zeilen sein Testament niederzulegen beabsichtigt.

„Er vermacht fünfundzwanzig Louis . . .“

„Aber mein Vater ist ja nicht hier!“ rief Louise unruhig.

„Eh! Mademoiselle,“ antwortete François, einen Klecks auf sein letztes Wort machend, „alle Welt scheint hier den Kopf verloren zu haben . . . Sie finden weder den Herrn noch Madame, noch den General, der Gott weiß wohingegangen ist!“

Dies Alles war in wenigen Minuten geschehen, denn die Offizierchen, die verkommenen Beamten und die alten Narren, welche den Vorschlag gemacht hatten, dem feigen Künstler ein Charivari zu bringen, heulten noch in der Straße des Francs-Bourgeois.

Wir haben nicht nöthig, zu bemerken, daß dies derselbe liebenswürdige Schwarm war, dem Louise an der Ecke des Place-Royal begegnet war und daß sie sich nicht getäuscht hatte, als sie die Stimme Roussels zu erkennen glaubte.

Roussel hatte großmüthig seine Küche zu Gunsten seiner heitern Freunde ausgeleert. Er selbst schwenkte einen ungeheuren Kessel, während der fürchterliche Descharmilles die alte Guitarre der Madame Dubreuil am Bande trug.

Das Fest versprach vollständig zu werden. Da man Zeit genug hatte, schlug Descharmilles vor, sich an den Chemiker Balourmel und den Baron Polydor zu wenden, die in der Nähe wohnten. Der Haufe verlangte nichts Besseres; der Lärm ist wie der Luxus: wenn man damit anfängt, so weiß man nicht, wo man aufhören soll. Roussel eröffnete den Zug, mit Donnerstimme den famösen Refrain wiederholend: „Er wird sich schlagen, er schlägt sich nicht!“ und die ganze Straße wurde durch diesen furchtbaren Charivari erweckt.

Valourmel spielte den Tauben, weil er dachte, daß man ihn vielleicht an seine drei Livres fünf Sous erinnern würde; der Baron Polydor hingegen, der den Gil-Blas studirte und, um ihre Frische zu erhalten, auf jede seiner Wangen einen Kalbfleischschnitt gelegt hatte, zögerte, von Natur zu Eulenspiegliaden geneigt, nicht, sich zu erheben und sich anzuschließen.

„Zum Angriff!“ rief Roussel mit einer Stimme, welche die Scheiben zittern machte; „weil ich morgen mein Leben wagen werde, so wollen wir uns heute wenigstens noch lustig machen!“

Unwillkürlich verglich er den kalten Muth, den er gegenüber dem morgenden fürchterlichen Kampfe mit dem Unbekannten zeigte, dessen Name ewig ein Geheimniß bleiben sollte, mit der historischen Sorglosigkeit Napoleons im Bivouac vor der Schlacht von Austerlitz.

Simon hatte kaum zehn Minuten nach Louisen das Hotel verlassen, als ein Greis mit weißem Schnurrbart beim Thürsteher erschien und nach Herrn Eduard fragte.

Der Portier, noch nicht von der Abreise des Capitains unterrichtet, ließ ihn hinaufsteigen.

Obwohl der alte Herr bürgerliches Costüm trug, so war der alte Offizier in ihm doch nicht zu verkennen.

Er sah sich im Entréezimmer um und rief mit lauter Stimme den Namen Simon.

Niemand antwortete ihm.

„Der Unglückliche!“ murmelte der Greis, dessen männliche Züge tiefen Kummer ausdrückten, „ich muß ihn sehen! . . . vielleicht hört er noch auf die Stimme der Ehre! Aber, großer Gott, kann man sich so verändern; er, der Bravste der Braven! Parbleu! ...“ rief er plötzlich mit ingrimmiger Wuth, „er soll mir nicht entwischen, und er wird sich schlagen, gern oder ungern.“

Er rief von Neuem:

„Simon! . . . Herr Eduard! Parbleu! wenn Ihnen Ihr neuer Name besser gefällt.“

Dann, als Niemand antwortete, öffnete er die Thür des zweiten Zimmers.

Seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen.

„Ah! Ah!“ rief er aus . . . „die Kasten offen, eingepackt und in der Nacht zum Teufel gegangen ...“

Er legte die Hand an die Stirn.

„Ah! es ist also doch wahr,“ fuhr er, das Haupt auf die Brust sinken lassend, fort. „Ich wollte es nicht glauben: Simon ist feig geworden . . . feig, um mit einer Ohrfeige auf der Wange zu fliehen!“

„Eduard! Eduard! . . .“ rief in diesem Augenblicke im benachbarten Zimmer die Stimme Louisens.

Der General bebte und griff maschinenmäßig nach seinem Degen.

Er vermuthete eine neue Infamie.

„Ich habe Niemand gefunden,“ fuhr das junge Mädchen fort, welche die Thür öffnete und hereintrat.

Beim Anblick des Generals stieß sie einen Freudenschrei aus.

„Gott sei gelobt!“ sagte sie; „der General! . . . Wir sind gerettet.“

Sie lief, den Brief Eduards in der Hand, auf ihn zu.

„Lesen Sie, theurer Freund! . . .“

Aber der General war nicht in der Laune, ihre Liebkosungen zu beantworten.

„Was thun Sie hier?“ fragte er rauh.

„Lesen Sie!“ wiederholte Louise. „Lesen Sie schnell . . . dann werde ich Ihnen Alles erklären.“

Und als der General, die Arme über der Brust gekreuzt, stehen blieb, fügte sie, vor Ungeduld mit dem Fuß auf den Boden stampfend, hinzu:

„Aber so lesen Sie doch, mein Herr!“

Der General nahm endlich den Brief. Beim ersten Blick sanken seine Arme herab und er taumelte mehrere Schritte zurück.

„Von Simon! . . .“ flüsterte er kaum hörbar.

Dann las er begierig.

Als er weiter gelesen hatte, strömte der Schweiß von seiner Stirn und seine Hand zitterte.

„. . . Ich zerbrach meinen Degen, noch roth von seinem Blute,“ las er laut den Brief beendigend; „in Gegenwart Gottes und meines todten Vaters leistete ich den Schwur, nie wieder eine Waffe zu berühren! . . .“

Der General stützte sich auf Louisen, die ihn neugierig ansah.

„Wohlan!“ sagte sie, „Sie sehen nun, ob Eduard feig ist.“

„Feig! . . .“ wiederholte Gontault, sich in seiner ganzen Höhe aufrichtend; „wer hat das gesagt?“

„O, das arme Kind! . . .“ fuhr er fort . . . „das arme Kind! . . . Ich glaube, daß meine Augen keine Thränen mehr haben . . . Er, so glänzend, so untadelhaft! . . . Seit neun langen Jahren Beleidigungen und Verachtung! . . . O, mein armer Simon!“

Louise beobachtete unruhig den General.

Der General durchlas zum zweiten Male den Brief.

„Und es scheint, daß Peyran dies Alles wußte!“ . . . murmelte er, das Papier wüthend zerknitternd; „der Schuft beleidigt ihn in vollkommener Sicherheit! Ah! Mort de ma vie! welche Züchtigung gebührt diesem Schurken!“

„Theurer Freund!“ fragte schüchtern Louise, „sind Sie gegen Eduard so aufgebracht?“

Der General schien wie aus einem Traume zu erwachen.

„Komm hierher," sagte er rauh.

Louise gehorchte zitternd.

„Du liebst ihn, nicht wahr?"

„General," antwortete Louise, die Augen niederschlagend und unfähig zu lügen, „ich liebe ihn."

Gontault hob sie wie eine Feder in seine Arme.

„Gut! Gut! ..." rief er aus, „wir Alle werden glücklich sein, meine Tochter ... Du hattest Recht, ihn zu lieben, Du hattest Recht, nicht an ihm zu zweifeln."

Seine Augen waren unwillkürlich zum Himmel erhoben, während er dachte:

„Unbegreifliche Vorsehung! ... diese so lange geträumte Verbindung! ..."

Der General hatte sich für Louise nicht eben sehr deutlich ausgesprochen; aber sie sah ihn bewegt, sie war glücklich.

„Nicht wahr, theurer Freund," sagte sie, „Sie werden unser Fürsprecher bei meinem Vater? Aber wo haben Sie Eduard gelassen?"

„Simon!" rief der General, dessen Gedächtniß

zurückkehrte. „Er war schon nicht mehr hier, als ich hierherkam.“

Louise sah sich erschrocken im Innern um. Sie bemerkte das offene Billet auf dem Secretair und eilte, sich desselben zu bemächtigen.

„Abgereis't! . . .“ flüsterte sie, während das Billet ihren Händen entsank . . . „Eduard sagt mir Adieu . . . Adieu für immer!“

VI.

Der Charivari.

Der General hob das Billet wieder auf; er wollte lesen, aber seine zitternden Hände und seine feuchten Augen versagten ihm den Dienst.

„Wohlan!“ sagte er, gute Miene zum bösen Spiel zu machen versuchend; „wir werden laufen ... wir werden ihn wiederfinden!“

Louise sank erschöpft in einen Stuhl.

„Es ist nicht mehr Zeit,“ sagte sie schluchzend. „... O, seine Maßregeln sind gut getroffen! Er verheimlicht das Ziel seiner Reisen ... Er verläßt Frankreich und will nicht, daß ich ihm folge!“

Der General durcheilte in großen Schritten das

Zimmer; der Aerger kam, wie immer, seiner Bewegung in die Quere.

„Bei allen Teufeln!“ grollte er . . . „Konnte er nicht eine halbe Stunde warten?“

Dann ballte er die Hände und fügte zwischen den Zähnen murmelnd hinzu:

„Dieser Schuft von Peyran!“

Wenn er Peyran gehabt hätte, Peyran würde eine böse Viertelstunde verlebt haben.

Plötzlich durchschritt er in gerader Linie das Zimmer und stellte sich vor Louise.

„Aber so sprich doch!“ rief er aus. „Kannst Du mir nicht sagen, wo ich mein Kind, meinen armen Simon wiederfinden werde?“

Louise öffnete bestürzt die großen Augen und wischte die Thränen ab, die ihren Blick verschleierten.

„Hörst Du? . . . Hörst Du?“ wiederholte der General.

„Ihr Kind? . . .“ flüsterte Louise.

„Ja wohl! mein Kind,“ antwortete der General, mit Thränen in den Augen, „mein innig geliebtes Kind! — Will mich denn Niemand begreifen? . . .

Um meinetwillen ist er an kleinem Feuer gebraten, der arme Simon. Ich, ich bin es, den er getödtet zu haben glaubte!“

Louise erhob sich.

„O,“ sagte sie mit trüber Stimme, „Sie waren es! . . .“

Dann in lautes Schluchzen ausbrechend und in den Sessel zurücksinkend, rief sie aus:

„Das Glück war da . . . aber Gott hat es nicht gewollt! . . . Eduard hat mich verlassen . . . verlassen für immer.“

Man hörte auf der Treppe schallendes Gelächter, während sich ein seltsamer Lärm von Ferne in der Straße Boucherat vernehmbar machte.

Eine aufgeregte Frauenstimme schnitt dieses laute Gelächter ab.

„Schweigen Sie, Schwager! . . . Im Namen des Himmels! . . .“ sagte sie; „Sie sollten sich schämen und an Ihre Tochter denken.“

„Madame Dubreuil!“ flüsterte Gontault horchend.

Das Gelächter wurde deutlicher und man unterschied den Elephantentritt Roussels, der die Dielen des Nebenzimmers erdröhnen machte.

„Ah! ah! ah! . . .“ sagte er, unter convulsivischem Gelächter. „Er wird sich schlagen! er schlägt sich nicht! . . . Ich erinnere mich meines ehemaligen Standes und bin der Erste beim Angriff . . . Was Mademoiselle Roussel anbetrifft, Schwesterchen, so bitte ich Sie, sich zu beruhigen . . . Sie gehört einer Familie an, wo Ehre und dergleichen erblich sind . . . Kurz, zerreißen Sie mir die Ohren nicht mit Ihrem Gejammer! . . .“

Der General zweifelte nicht im Geringsten an dem wahren Motiv der Anwesenheit Roussels; er glaubte um so mehr, daß der Lieferant seine Tochter zu suchen komme, als Madame Dubreuil ihn begleitete.

Madame Dubreuil war durch das Geräusch beim Ausräumen der Küche aufgeweckt worden; sie kannte ihren würdigen Schwager bis auf die Fingerspitzen; ohne geradezu zu errathen, was vorging, hatte sie doch eine dunkle Ahnung davon und kleidete sich allmälig an.

Als der Zug der Charivaristen das Hotel verließ,

folgte ihm Madame Dubreuil. Es war eine Frau von Kopf, die gern dabei war, besonders wenn es galt, Papa Roussel eine Strafpredigt zu halten.

Madame Dubreuil hatte einen besondern Beruf für die Ausübung dieser Pflicht.

Sie folgte einen Augenblick dem tollen Haufen und ergriff Roussel in dem Moment, wo der Zug in die Straße Saint=Louis einbog.

Roussel wurde ein wenig aus der Fassung gebracht, ertrug jedoch mit guter Laune sein Schicksal und rief:

„Je mehr Narren, desto größer das Gelächter! . . Wenn Sie wollen, Madame, so wird man Ihnen eine Guitarre geben und Sie werden mit uns ziehen.“

Madame Dubreuil hatte Alles errathen. Sie zog Roussel von der Spitze des Haufens hinweg und trieb ihn, gern oder ungern, gegen die Straße Boucherat fort.

Roussel sang und Madame Dubreuil zerbrach sich den Kopf, um ein Mittel zu finden, dem Scandal Einhalt zu thun.

Ein Fiacre begegnete ihnen in der Mitte der Straße Saint=Louis.

Roussel sträubte sich wie ein Teufel, um zur Gesellschaft zurückzukehren.

„Er ist's! Er ist's! . . .“ schrie er laut. „Tausend Granaten! Schwägerin, Sie berauben mich des besten Theils des Vergnügens.“

Aber Madame Dubreuil zog ihn unwiderstehlich in das Hotel, wo Simon wohnte.

Sie stiegen die Treppe hinauf, ohne Jemand zu finden und traten in das erste Zimmer.

Roussel, bis oben hinauf mit Punsch angefüllt, sah eine verschlossene Thür, nahm einen Anlauf und trat sie mit einem meisterhaften Fußtritt ein.

Er sah zuerst nur Louise und trat einen Schritt zurück.

„O, o!“ sagte er mit einer gewissen Verwunderung; „etwas Neues!“

Aber er erkannte Gontoult, der in der Mitte des Zimmers stand und seine ganze Heiterkeit kehrte zurück.

„Sehen Sie, Schwägerin,“ sagte er im Tone des Triumphes, „unser Freund ist hier bei meiner Tochter . . . Ich weiß zwar nicht, weshalb sie hier sind . . .

aber der Anstand ist gerettet . . . Dies ist meine Ansicht!“

Er machte eine schwerfällige Pirouette und fächelte sich mit seinem Schnupftuch Kühlung zu.

„Heiter! heiter! ungeheuer heiter! . . .“ rief er aus. „Wir wollen lustig sein . . . Er wird sich schlagen, er schlägt sich nicht . . . Aber Sie verstehen das nicht, General, ich muß Ihnen die Sache erzählen . . .“

„Schwager . . .“ unterbrach ihn Madame Dubreuil, die zu Louise geeilt war, „lachen Sie nicht: Sie machen mich verrückt! . . . Armer, junger Mann!“

„Denken Sie sich, General,“ fuhr sie zu Gontault gewendet fort, „eine feige und niederträchtige Infamie!“

„Ah! Schwägerin,“ rief Roussel, „Sie nehmen mir das Brot vom Munde weg . . . Ich bitte Sie, lassen Sie mich die Geschichte erzählen . . . Es schickt sich besser für einen alten Sold—, für einen Mann,“ verbesserte er sich, dem Blicke des Generals ausweichend. „Tausend Donnerwetter, das sind Ehrensachen, und ihr Weiber versteht nichts davon.“

Bei diesem Worte wurde Louise aufmerksam und näherte sich.

Der General sprach laut mit sich selbst:

„Und wenn ich alle Couriere des Kriegsministeriums, alle Soldaten und alle Gensd'armen in Bewegung setzen soll, ich werde ihn wiederfinden!“

„Denken Sie sich,“ fuhr Roussel fort, „seinen dicken Bauch vor Lachen haltend .... „aber halt! ... Sie hören sie ... das ist zu köstlich!“

Madame Dubreuil machte eine Bewegung des Aergers und des Mitleids.

Der Lärm näherte sich, und die Straße Boucherat, gewöhnlich so still um diese Stunde, erfüllte sich mit Geräusch. Es war ein wahrhaft classisches Charivari des Kaiserreichs, ein Charivari des Marais, fast ein Charivari der Provinz.

Schüsseln, Kessel, Kasserole, Guitarren, Feuerzangen kreischten und paukten und dazwischen heulte der Schwarm: „er wird sich schlagen! er schlägt sich nicht!“

Die Heiterkeit Roussels steigerte sich zum Delirium.

„Ich glaube mich rühmen zu können,“ stammelte er, als sein convulsivisches Lachen ihm zu sprechen erlaubte, „ich glaube, mich eines ausgezeichneten Gedächtnisses rühmen zu können, aber ich erinnere mich nicht, mich jemals so amusirt zu haben.“

Er nahm seinen Ernst wieder an, um sich zu bewundern und setzte mit dramatischer Stimme hinzu:

„Zu allem diesen morgen ein Duell! . . . Es sind besonders diese Details, die dem Publikum mitgetheilt werden müssen! . . .“

Der General, ganz mit Simon beschäftigt, bemerkte nichts von dem, was um ihn her vorging und dachte nur an Mittel zur Wiederauffindung Simons.

Im Gegentheil trafen der Lärm und das Geschrei Louisen im innersten Herzen.

Obwohl sie Eduard längst abgereis't glaubte, sagte ihr eine innere Stimme, daß dieses Geräusch ihm gelte. Sie segnete die Abreise des Capitains, dem dadurch wenigstens dieser neue Schmerz erspart wurde.

Der General erhob sich plötzlich:

„Ich werde ihn bekommen, todt oder lebendig! . . .“ sagte er, mit sich selbst redend.

Er machte einen Schritt gegen die Thür, als Madame Dubreuil sich ihm entgegen warf und ihn zurückhielt.

„General! . . .“ rief sie ängstlich, „bleiben Sie hier, ich flehe Sie an, um eine barbarische Scene zu verhindern.“

„La, la, la, la!“ machte Roussel.

„Sie haben den Wagen angehalten . . .“ fuhr Madame Dubreuil fort, „sie haben . . .“

Louise war ganz bleich geworden.

„Meine theure Madame,“ sagte weich der General, „verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen nicht zuhörte, wie ich sollte . . . Es handelt sich in diesem Augenblick um das Glück Aller, die ich liebe.“

Er versuchte sich loszumachen.

„Lassen Sie ihn doch gehen, Schwägerin... Der General weiß sehr wohl, was er zu thun hat.“

„Tausend Bajonnette!“ fügte er leise hinzu, „wenn er hier bleibt, werden wir uns nicht amusiren.

Der Charivari war jetzt vor den Fenstern des Hotels, dessen Thor sich mit Geräusch öffnete.

Madame Dubreuil wollte den General nicht loslassen, Louise vereinigte sich mit ihr und Gontault fühlte die kalte Hand des jungen Mädchens auf der seinigen.

„Sehen Sie denn nicht, daß sie kommen?“ sagte Louise mit bebender Stimme.

Gontault blickte sie an und begann zu begreifen.

„Hierher? . . .“ sagte er auf den Lärmen unten horchend. „Weshalb hierher?“

„Ei, weil sie ihn erwischt haben und in seine Wohnung zurückbringen.“

„Simon! . . .“ sagte der General sich mit einer heftigen Bewegung von den beiden Frauen befreiend. „Sprechen Sie von Simon? . . .“

„Ich spreche von dem Menschen mit der Ohrfeige,“ antwortete Roussel.

Mit einem Sprunge war Gontault an der Thür und öffnete sie.

„Ah!“ sagte Roussel trostlos, „er wird uns mit seinem vornehmen Wesen und seinen Phrasen um den besten Theil unseres Vergnügens bringen.“

Als der General die Thür öffnete, war das Vorzimmer bereits angefüllt. Peyran marschirte an der Spitze. Simon wurde von einem halben Dutzend angetrunkener Commis geführt, die sich beeiferten, es einander zuvorzuthun, weil sie sicher waren, nicht gezüchtigt zu werden.

„Er wird sich schlagen! . . .“ sagten die Einen.

In den Zügen Simons war eine Verzweiflung ausgeprägt, die keine Feder zu beschreiben vermag.

„Er wird sich nicht schlagen! . . .“ wiederholte der Schwarm.

Der heitere Roussel begann sich den Bauch zu halten. Madame Dubreuil hielt Louise in ihren Armen und Peyran, der sich dem General gegenüber befand, blieb stumm und bewegungslos stehen, als hätte er das Haupt der Medusa gesehen.

Der General erhob den Arm, Peyran krümmte den Rücken. Der General ergriff ihn beim Felle des Halses und warf ihn wie einen Hund in die Ecke.

Zwischen ihm und den Uebrigen hatte nur Peyran gestanden.

Simon stieß einen Schrei aus.

„Ich, ich sage Ihnen, daß er sich schlagen wird,“ rief der General mit Donnerstimme aus.

Simon, den seine Verfolger losgelassen hatten, stand zitternd und schwankend da, wie ein Mensch, der seinen Augen nicht traut.

Er stand mit einem Sprunge vor dem General und warf sich, wie von innerer Bewegung vernichtet, vor ihm nieder.

Er betrachtete ihn, ein kindliches Lächeln umzog

seine Lippen; sein Mund bewegte sich, aber die Stimme fehlte ihm.

Gontault, der alle seine Kräfte aufbot um seine Thränen zurückzuhalten, öffnete seine Arme und Simon ließ sein Haupt an seinen Busen sinken.

„Was zum Teufel soll das heißen? . . .“ dachte Roussel; „ich amusire mich nicht mehr.“

Wer sich noch weniger amusirte, das war der unglückliche Peyran. Er rieb im Winkel sein gequetschtes Genick und suchte einen Ausweg ohne ihn finden zu können.

„Mein Vater!“ stammelte Simon; „ich träume nicht . . . mein Vater! . . . mein Vater!“

„Sein Vater! . . .“ wiederholten die beunruhigten Katzenmusiker, „General Baron Reppon, sein Vater!“

Louise, glücklich, weinte in den Armen ihrer zweiten Mutter.

Plötzlich erhob sich Simon. Ohne ein Wort zu sagen, entriß er sich der Umarmung des Generals, durchschritt das Zimmer und riß den schwarzen Schleier neben dem Crucifix herab.

Man sah die Uniform des Dragoner-Capitains, das Kreuz und den Säbel.

Simon ergriff den Säbel, küßte ihn zärtlich, und wie einen alten, wiedergefundenen Freund.

Gontault sah ihm lächelnd zu.

„Eines schönen Tags," rief er mit einer Heiterkeit, die Peyran vom Kopf bis zu den Füßen zittern machte, „versprach ich Dir, Dir als Zeuge zu dienen. Erinnerst Du Dich, Simon?"

„Ich erinnere mich dessen, mein Vater," antwortete Simon, der mit dem Degen in der Hand in die Mitte des Zimmers trat.

Und wenn Sie wüßten, wie verändert er war!... wenn Sie wüßten, wie strahlend das Glück seine Schönheit machte! ... Louise betrachtete ihn und dachte: „Ich habe ihn niemals gesehen."

„Vorwärts!" rief Gontault ... „Ich erkenne Dich wieder, mein Capitain! ... Meine Herren," fügte er den Ton wechselnd hinzu, „ich bitte Sie, einen Kreis zu bilden ... Meine Damen, ziehen Sie sich zurück ... Diejenigen, die ich dort unten sehe, und die Uniform tragen, werden ihre Degen herleihen ... Unter dieser Bedingung will ich Ihre Gesichter vergessen."

Die Offiziere, die sich im Hintergrunde des Zimmers klein zu machen suchten, reichten ein Paar Degen.

Peyran suchte die Höhe des Fensters zu messen, aber die lustigen Commis wendeten sich gegen ihn und hielten ihn an den Rockflügeln zurück.

„Hören Sie," stammelte er, „ich will Abbitte leisten."

„Pfui!" grollte Roussel, „das Wort ist nicht französisch."

Die Commis murrten und Descharmilles war unzufrieden.

Der General ging auf Peyran zu und reichte ihm einen Degen.

„Keine Entschuldigungen!..." sagte er.

„Vorwärts, Herr Peyran de la Reole, ein wenig Courage!..." sagte Roussel in dem Tone, mit welchem man Kindern zuredet, schlecht schmeckende Medicin einzunehmen!... „Ei, zum Teufel... Sehen Sie mich an, morgen werde ich auf Tod und Leben losgehen!"

Die Zähne des unglücklichen Peyran klapperten wie im Fieber und seine Arme hingen schlaff an seiner Seite herab.

Simon ergriff den Arm des Generals.

„Gott hat uns heute eine große Freude bescheert, mein Vater,“ sagte er, „und dieser Mensch ist das Mittel gewesen, Ihnen zu zeigen, durch welche Qualen ich das Verbrechen eines Tages gebüßt habe.“

„Willst Du etwa zufällig verzeihen?“ rief Gontault, die Stirn zusammenziehend.

„Ei, der Teufel,“ begann Roussel.

„Ja,“ mein Vater,“ antwortete Simon, „ich verzeihe ihm.“

„Es ist gut so!...“ rief Louise, dem General um den Hals fallend.

Dieser blieb einen Augenblick unschlüssig stehen, dann senkte er den Degen und zog Simon an sein Herz.

„Braves Kind!...“ flüsterte er.

Er legte seine Hand auf Peyrans Schulter, der vor ihm auf beide Knie niederfiel.

„Bitte um Gnade!“ befahl er.

„Ich bitte um Gnade!...“ flüsterte Peyran.

Gontault berührte ihn mit der flachen Klinge und wies ihm die Thür.

„Hinaus!...“ sagte er.

Peyron erhob sich und ging gesenkten Hauptes durch die Reihen der Katzenmusiker.

Jeder entfernte sich von ihm, wie vor einem giftigen Gewürm.

Roussel sprach davon, ihn Ruthen laufen zu lassen.

„Und jetzt, im Angesicht Aller,“ sagte Simon, die Anwesenden mit seinen Augen überlaufend, „lege ich mein Kreuz der Ehrenlegion und meinen Degen wieder an; jetzt mögen sie kommen, die Beleidiger!“

Alle Blicke senkten sich vor dem seinen.

Roussel hatte bis jetzt vergebliche Anstrengung gemacht, eine eines alten Militairs würdige Rolle in diesem Drama zu spielen; er ergriff jetzt die Gelegenheit und näherte sich, die Hände auf dem Rücken, den jungen Leuten.

„Meine Freunde,“ sagte er würdevoll, „ich hoffe, Sie werden sich das zum Beispiel dienen lassen!... Es ist stets gefährlich, die Menschen nach ihrem Aeußern zu beurtheilen, weil die äußere Erscheinung, wie hier in diesem Falle, oft trügt. ... Glauben Sie einem Manne, der die entferntesten Länder durchreis't

hat ... Seien Sie klug, handeln Sie mit Umsicht und Sie werden niemals das Schicksal des Unglücklichen haben, der seine Schande in der Finsterniß der Nächte verbirgt."

Nachdem er diese Worte mit der mehrfach wiederholten Bewegung des Heraufziehens der Degenkoppel gesprochen, näherte er sich der Hauptgruppe, während die Charivaristen sich allmälig entfernten.

Er sah Louise, die ihr Köpfchen an die Schulter des Capitains gelehnt hatte, während der General ihre Hände vereinigte.

„Ha! ha! ..." rief Roussel, „ich bin nicht lächerlich spröde ... aber die Schicklichkeit ..."

„Mein alter Freund," antwortete Gontault, „es ist eine abgemachte Sache: die beiden Kinder hier heirathen sich."

„Aber ..." wollte Roussel einwenden.

„Er tritt wieder in den Dienst," unterbrach ihn der General, „und ich mache ihn zu meinem Adjutanten; es scheint mir, daß die Tochter eines alten Militairs ..."

Roussel blies sich auf und steckte die Hand in die Tasche.

„Gut," sagte er, „aber ich möchte wohl eine Erklärung der Geduld des Capitains haben, die mir ein wenig zu weit ausgedehnt scheint."

Der General flüsterte ihm in's Ohr:

„Sie sollen das erfahren ... es ist eine Ehrensache."

„Apropos, Ehrensache, meine Herrn und lieben Freunde," sagte Roussel, sich aufrichtend, aber ohne seine Stimme zu erheben und mit der Ruhe, welche die unzertrennliche Begleiterin des wahren Muthes ist, „bevor ich meine Einwilligung gebe, die ich nicht verweigern will, denn die Werbung des Capitains scheint mir schicklich und ehrenvoll, muß ich Ihnen sagen, daß ich mich morgen Nachmittag schlagen werde ..."

„Weshalb schlagen, großer Gott?" unterbrach ihn lachend Madame Dubreuil.

Louise hatte nicht mehr Zeit gehabt, ihr den Mund zu schließen, der General und der Capitain hörten mit gut gespieltem Ernste zu.

„Meine Schwägerin," antwortete Roussel mit sanftem, fast melancholischem Ausdruck, „um die Ehre meines Namens rein zu erhalten ... um das Leben eines Mannes zu nehmen, der mich beleidigt hat, oder das meinige an ihn zu verlieren."

„Und kann die Angelegenheit nicht beigelegt werden?“ fragte der General.

„Wenn Sie die Mission annehmen, die ich Ihnen anvertraue, so beginnen Sie damit, mir Beide zu schwören, daß Sie keinen Versuch zur Ausgleichung machen wollen ... das ist meine Manier, die Sache zu behandeln.“

„Außerdem wird es gut sein, lieber Herr Roussel,“ sagte Simon, „wenn Sie uns in Kenntniß ...“

„Eine übernommene Verpflichtung verbietet mir, Ihnen den Namen des reichen und mächtigen Unbekannten mitzutheilen, der sich mit mir schlagen wird.... Angenommen oder abgeschlagen?“

Das bleiche und traurige Gesicht des alten François erschien in der Thür. Man hatte ihn nach einem Wagen geschickt und François kam, zu melden, daß der Wagen angekommen sei.

Wir wissen nicht, ob die trostlosen Blicke, welche der arme François auf Gontault und Simon warf, eine Ahnung in diesen Beiden hervorriefen, aber sie wechselten ein Lächeln.

„Angenommen, lieber Herr Roussel,“ sagten Beide zu gleicher Zeit.

„Und sie versprechen mir, dem Kampfe nicht Einhalt zu thun, als bis einer von uns Beiden gefallen ist?…“ fragte Roussel noch einmal.

François zitterte vor Fieberfrost.

„Wir versprechen es,“ antwortete Simon und der General.

Roussel bemerkte ihn in diesem Augenblick und seine rothen Wangen erbleichten.

Er machte ihm ein gebieterisches Zeichen und François verschwand im Schatten der Thür.

„Noch ein Wort,“ sagte Roussel mit einiger Verlegenheit; „haben Sie jemals einen Kammerdiener, Namens François, bei mir bemerkt?“

Die beiden Zeugen des bevorstehenden Duells öffneten den Mund zu einem Ja, als François, einen Augenblick benutzend, wo Roussel ihnen den Rücken zukehrte, in der Thür erschien und mit flehend aufgehobenen Händen sagte:

„Sie haben mich niemals gesehen … ich bitte Sie, meine lieben Herrn!…“

„Nun!…“ sagte Roussel sich umwendend.

François war bereits wieder im Schatten verschwunden.

„Wir haben ihn niemals gesehen,“ entgegneten die beiden Zeugen, die große Mühe hatten, ernsthaft zu bleiben.

„Die Frage, die ich Ihnen eben vorlegte,“ sagte Roussel, seine Freude verbergend, „hat durchaus keine Bedeutung.... Ich weiß nicht, wo ich den Kopf hatte, als ich Sie darnach fragte...“

Dann sammelte er sich und nahm eine würdevolle Stellung an.

„Ich gebe meine Einwilligung ...“ sagte er. „Seid glücklich, Kinder ... erinnert Euch, daß der Gatte die Gattin beschützen und die Frau dem Manne gehorsam sein soll.... Wenn Ihr Kinder haben werdet, so erzieht sie mit Sorgfalt.... Und wenn jemals eins von ihnen vom Wege der Ehre weichen sollte, so erzählen Sie ihm mit allen Details, die Geschichte seines Großvaters.“

Nach dieser kurzen, aber gefühlvollen Anrede vergoß er eine Thräne der Zärtlichkeit und vereinigte die Hände der beiden zukünftigen Gatten.

Am Abend des zweiten Tages gab es wieder ein Fest im Hotel des Lieferanten. Diesmal störte kein

unangenehmes Ereigniß die allgemeine Freude des Balles, der bei Gelegenheit der Verlobung Louisens, der Perle des Marais, mit dem schönen Capitain Simon gegeben wurde.

Peyran war bereits vergessen.

Am Morgen desselben Tages hatte zwischen Roussel und dem reichen und mächtigen Unbekannten, dessen Name ein ewiges Geheimniß bleiben sollte, der Zweikampf stattgefunden.

Der General und Simon hatten Roussel als Zeugen gedient; die Secundanten des Gegners waren zwei vornehme polnische Offiziere gewesen.

Roussel und sein Feind waren in so unbeschreiblicher Wuth an einander gerathen, daß die Zeugen sich nach einem langen Kampfe zum Einschreiten verpflichtet gesehen hatten.

Roussel ging, die Hände auf dem Rücken, das Ende des rothen Schnupftuchs im Knopfloch von Gruppe zu Gruppe und lächelte bescheiden zu der Gratulation seiner Freunde.

Der gute François, mit beiden Augen, beiden Armen und mit fünfundzwanzig Louis in der Tasche, ging,

auf einem Präsentirteller Erfrischungen anbietend, ebenfalls von Gruppe zu Gruppe.

Wenn Roussel ihm begegnete, sahen sie sich ohne zu lachen an.

Der General saß neben Madame Dubreuil und folgte Simon und Louisen mit den Augen. Simon schien das ganze Feuer seiner Jugend wiedergefunden zu haben; Louise war schön wie ein Engel und Glück und Liebe zogen einen Glorienschein um ihre Stirn.

„Gott hat mir verziehen," sagte der General mit thränenfeuchten Augen; „künftig werde ich sie vor aller Welt meine Tochter nennen können!"

Ende des zweiten und letzten Theiles.

Druck der Verlagsbuchdruckerei in Wurzen.